Hattingen den 8. Februar 1912. 19. Jahrgang. — Nummer 6.

Der Bote aus dem Ruhrtal.



Billigstes Wochenblatt für Stadt und Land.

Erscheint am Donnerstag eines jeden Woche mit der Gratis-Beilage „Familienfreund".

Druck und Verlag von C. Hundt sel. Wwe. in Hattingen-Ruhr.

Für die Redaktion verantwortlich: C. Zänker in Hattingen-Ruhr.

Bezugspreis: Monatlich 15 Pfg. (frei ins Haus gebracht), durch die Post bezogen 45 Pfg. vierteljährlich (ohne Bestellgeld).

Anzeigengebühr: 12½ Pfg. die 1spaltige Zeile oder deren Raum, außerhalb des Leserkreises 15 Pfg. — Reklamen 50 Pfg.

Nach Maßgabe der Versicherungs-Bedingungen sind die Abonnenten des „Der Bote aus dem Ruhrtal" gegen Unfälle mit Todesfolge mit Mark 200, Bergleute unter Tage mit Mark 100, versichert. Jeder Unfall muß innerhalb 3 Tagen direkt bei der Geschäftsstelle dieser Zeitung angezeigt werden, jeder Todesfall aber sofort, spätestens innerhalb 48 Stunden. Bei Nichtbeachtung der Versicherungs-Bedingungen kann Unkenntnis derselben nicht als Entschuldigung dienen! Die Versicherungs-Bedingungen werden von Zeit zu Zeit veröffentlicht, und stehen den Abonnenten jederzeit kostenlos zur Verfügung.

Die Eröffnung des Deutschen Reichstages.

Berlin, 7. Februar.

Der Reichstag wurde heute im Weißen Saale des Königlichen Schlosses mit folgender, vom Kaiser verlesenen

Thronrede

eröffnet:

Geehrte Herren! Im Namen der Verbündeten Regierungen heiße ich den neugewählten Reichstag willkommen. Das feste Gefüge des Reiches und die staatliche Ordnung unversehrt zu erhalten, die Wohlfahrt des Volkes in allen seinen Schichten und Ständen zu mehren, die Stärke und das Ansehen der Nation zu wahren und zu erhöhen, ist das Ziel meines Handelns. In ihm weiß ich mich mit meinen hohen Verbündeten eins und ich lebe in der Ueberzeugung, daß auch Sie, als die erwählten Vertreter der Nation, Ihre besten Kräfte an die gemeinsame Arbeit setzen werden.

Seit einem Menschenalter nimmt die soziale Fürsorge in der Reichsgesetzgebung einen hervorragenden Platz ein. Noch in der letzten Tagung des vorigen Reichstags sind die Wohltaten der Versicherung auf weite Kreise der Bevölkerung ausgedehnt worden. Derselbe soziale Geist, aus dem dies Werk hervorgegangen ist, muß auch fernerhin walten, denn die Entwickelung steht nicht still.

Die Finanzen des Reichs haben festen Halt gewonnen. Auf der Grundlage bestimmt bemessener Matrikularbeiträge ist es gelungen, das Gleichgewicht des Reichshaushalts herzustellen und mit Hilfe der Ueberschüsse, die sich ergeben haben, den außerordentlichen Etat zu entlasten. Durch Festhalten an den bisherigen strengen Grundsätzen wird das Reich binnen kurzem zu einer vollständigen Gesundung seiner Finanzen gelangen.

Mit Befriedigung erfüllt mich der Gedanke, welch' hohe Leistungen der freie Unternehmungsgeist in Industrie und Gewerbe, Handel und Verkehr vollbracht hat und wie bei steigender Vervollkommnung ihrer Technik die Landwirtschaft allmählich wieder emporgeblüht ist.

Angesichts dieser glücklichen Fortschritte werden die Verbündeten Regierungen die Grundlagen unserer Zollpolitik auch künftig bei Vorbereitung und Abschluß neuer Handelsverträge nicht verlassen.

Der Stärkung des Deutschtums im Auslande wird ein Ihnen alsbald zugehender Entwurf dienen, der die Reichs- und Staatsangehörigkeit neu in der Weise regelt, daß es den deutschen Landsleuten draußen erleichtert wird, Reichsangehörige zu bleiben, oder die verlorene Reichsangehörigkeit wieder zu erwerben.

Das Gedeihen unserer Werke des Friedens daheim und über See hängt davon ab, daß das Reich mächtig genug bleibt, um seine nationale Ehre, seinen Besitz und seine berechtigten Interessen in der Wegt jederzeit zu wahren und zu vertreten. Deshalb ist es meine beständige Pflicht und Sorge, die Wehrkraft des deutschen Volkes, dem es an waffenfähiger junger Mannschaft nicht gebricht, zu Lande und zu Wasser zu erhalten und zu stärken. Gesetzentwürfe, die diesen Zweck verfolgen, sind in Vorbereitung und werden Ihnen mit Vorschlägen über die Deckung der Mehrkosten zugehen. Helfen Sie, geehrte Herren, diese hohe Aufgabe erfüllen, so werden Sie dem Vaterlande einen großen Dienst erweisen.

Von unserer Bereitwilligkeit, internationale Streitpunkte gütlich zu erledigen, wo immer es der Würde und den Interessen Deutschlands entspricht, haben wir durch den Abschluß der Vereinbarungen mit Frankreich einen neuen Beweis gegeben. Neben der Pflege unserer Bündnisse mit der österreichisch-ungarischen Monarchie und dem Königreich Italien bleibt meine Politik darauf gerichtet, mit allen Mächten freundliche Beziehungen auf der Basis gegenseitiger Achtung und guten Willens zu unterhalten.

Im Vertrauen auf die gesunde Kraft des deutschen Volkes blicke ich mit Zuversicht, auf Gottes gnädigen Beistand bauend, über die Kämpfe des Tages hinweg in die Zukunft des Reiches.

So entbiete ich Ihnen, geehrte Herren, zum Beginn einer neuen Legislaturperiode meinen Gruß in der Hoffnung, daß Ihre Tätigkeit dem Volke und dem Lande zum Heile gereichen werde.

Besondere Hochrufe ertönten bei der Erwähnung der guten Beziehungen zu den verbündeten Mächten und dem Willen, die Ehre der Nation durch Stärkung ihrer Wehr zu Wasser und zu Lande zu wahren.

* * *

Der feierlichen Eröffnung war für die ev. Mitglieder ein Gottesdienst im Dom, für die kath. Mitglieder ein solcher in der Hedwigskirche vorausgegangen.

In der Bildergalerie ordnete sich der Zug unter Vorantragung der Reichsinsignien zum Weißen Saale, in dem der Kaiser auf dem Throne Platz nahm. Rechts und links davon standen die Träger des Reichspaniers und des Reichsschwertes.

Beim Erscheinen des Kaisers im Weißen Saale brachte der Alterspräsident, Abg. Justizrat Traeger, das Hoch auf den Kaiser aus, in das die Anwesenden lebhaft einstimmten.

Nach Verlesung der Thronrede erklärte der Reichskanzler den Reichstag für eröffnet.

Der bayerische Gesandte Graf Lerchenfeld brachte hierauf das zweite Kaiserhoch aus.

Der Kaiser verneigte sich und verließ dann den Saal.

Die Sozialdemokraten waren bei der Verlesung der Thronrede im Weißen Saale nicht anwesend.

* * *

Die Reichstagsfraktionen

traten bereits am Dienstag zusammen, um die Wahl des Präsidenten zu erörtern, bei der Ueberraschungen nicht ausgeschlossen sein sollen. Die Abgeordneten waren größtenteils schon am Dienstag in Berlin eingetroffen, um sich häuslich einzurichten und ihre Vorbereitungen für die parlamentarischen Arbeiten zu treffen. Im Reichstagsgebäude, in dem noch dienstfertige Geister eilig die letzten Aufräumungsarbeiten vollendeten, herrschte ein lebhaftes Kommen und Gehen. Der Bureaudirektor und seine Assistenten hatten unausgesetzt Auskunft zu erteilen. Im Sitzungssaal befestigten die Diener an den Sitzen die Schilder mit den Namen der Platzinhaber. Viele der Neugewählten überzeugten sich am Dienstag bereits, ob auch ihr Name richtig angebracht sei, und welchen Sessel sie einzunehmen hätten.

Die Arbeiten des Reichstages

in der am heutigen Mittwoch beginnenden Session werden von der „Nordd. Allg. Ztg." näher umschrieben. Außer den Vorlagen über die Verstärkung unserer Wehrmacht nebst Deckung der Mehrkosten und dem Reichs- und Staatsangehörigkeitsgesetz sind vorbereitet: Gesetzentwürfe über die Sonntagsruhe im Handelsgewerbe und über Versorgung von Personen, die in gemeinnütziger Tätigkeit beim Retten oder Bergung von durch Feuers- oder Wassersgefahr bedrohten Menschen oder bei Ausübung eines öffentlichen Dienstes von Unfällen betroffen wurden, Postscheckgesetz und Verträge mit Bulgarien.

Sitzung der sozialdemokratischen Reichstagsfraktion.

Die sozialdemokr. Reichstagsfraktion trat gestern zu ihrer ersten Sitzung in Berlin zusammen. Nach einer Ansprache Bebels wurde die Wahl des Fraktionsvorstandes vorgenommen, die folgendes Resultat hatte: Bebel, Haase, Molkenbuhr als Vorsitzende, Fischer-Berlin und Dr. David als Schriftführer, Kaden und Ebert als Kassierer. — In der Sitzung soll man sich nach längerer Debatte über die Frage, ob die Partei gemäß ihrer Eigenschaft als stärkste Fraktion den Präsidentenposten oder nur den des ersten Vizepräsidenten beanspruchen soll, für letzteren Anspruch entschieden haben. Ferner wird die Partei die Stellung eines Schriftführers verlangen. Als erster Vizepräsident soll Scheidemann vorgeschlagen werden.

Wie siehts aus in der Welt?

Das preußische Abgeordnetenhaus

hat am 30. Januar die Arbeit aufgenommen und mit der ersten Lesung des Etats begonnen. Es war bisher üblich, bei dieser Gelegenheit die allgemeine Lage in den Kreis der Besprechungen zu ziehen; von dieser Gepflogenheit ist denn auch in ausgiebigster Weise Gebrauch gemacht. Mit nicht mißzuverstehender Deutlichkeit hielten sich die bürgerlichen Parteien ihre großen und kleinen Sünden vor und sämtliche Schuldkontos der letzten Jahre wurden mit peinlichster Gewissenhaftigkeit durchgeprüft, zum Gaudium der sechs Sozialdemokraten.

Daß bürgerliche Abgeordnete des Oefteren ihre Uebereinstimmung mit den Ausführungen der sozialdemokratischen Redner bekundeten, muß als besonders Charakteristikum der gegegenwärtigen politischen Lage festgehalten werden.

Einige führende Politiker haben das dringende Bedürfnis verspürt, wieder ein neues patriotisches Unternehmen zu gründen, einen

Wehrverein.

Im Hinblick auf die große innere geistige Not kommt uns dieses neue Spielzeug exklusiver Kreise ziemlich überflüssig vor. Nach all den patriotischen Gründungen für groß und klein, insonderheit der Jugendwehren, Pfadpfinder, Wandervögeln usw., darf man verwundert ausrufen: „Laß es genug sein des grausamen Spiels!"

Die vielen Gelder, die nutzlos verpufft werden, würden,

Sonnensehnsucht.

Roman von Freifrau Gabriele von Schlippenbach.

(Fortsetzung.)

Emmy hatte am Morgen einen großen Strauß Narzissen und Maiglöckchen gekauft und ihn auf den Tisch gestellt. Der süße Duft durchzog die Räume, und der gelbe Kanarienvogel schmetterte sein munteres Liedchen dazu.

Die Uhr im Speisezimmer schlug Stunde um Stunde. Frau Ludloff hatte den Flickkorb geleert. Wenn sie so still bei der Arbeit saß, kamen ihr die guten Gedanken, die sie in Taten umsetzte. Sie dankte Gott für ihre lieben Kinder, für das bescheidene Heim und den Frieden darin. Sie fühlte sich nicht als Schattenblume. Hatte sie denn nicht Liebe und Wärme, Glück und Freude an denen, die ihr die Nächsten waren? —

Der Postbote brachte einen Brief. Er war von der ältesten Tochter, Gretchen, der Frau des Oberlehrers West in G. Zwei Bilder lagen in dem Kuvert, zwei stramme Jungen von sechs und sieben Jahren und zwei kleinere, allerliebste Mädchen darstellend. Die Augen der Großmutter strahlten, als sie die Enkelchen sahen.

Margarete West schrieb, daß sie und ihr ältester Sohn bald auf eine Woche nach Berlin kommen möchten, ob es der Mutter gelegen sei.

„Und ob! Natürlich! Es findet sich schon Platz. Nein, welche Freude wird das sein! Ich habe mein Gretchen ein Jahr nicht gesehen!"

„Ist eine Mutter noch so arm, sie gibt doch ihren Kindern warm."

Das paßte so recht auf die Frau Majorin, und ihre vier Kinder erkannten es und verstanden es zu schätzen.

Erst kurz vor halb zwei klingelte es, und Schorns machten ihren Besuch. Elfriede begleitete die Eltern. Sie war enttäuscht, Emmy noch nicht zu Haus zu finden, aber die Mutter meinte, sie werde bald kommen. —

Mit sicherem Anstand unterhielt Frau Ludloff ihre Gäste. Sie hatte für eine kleine Erfrischung gesorgt, für ein kühlende Getränk und süßes Gebäck. Für den Baron gab es ein Glas Niersteiner, den Ernst geholt hatte. Die sauber gekleidete junge Aufwärterin brachte das Tablett herein, auf dem schön geschliffene Gläser standen, die noch von der Aussteuer Frau Franziskas herrührten und nur zu besonders festlichen Gelegenheiten gebraucht wurden. Baron Schorn stand bewegt vor dem Bilde des Majors, der Säbel und das eiserne Kreuz hingen darunter.

„Ja, gerade so sah Ihr lieber Mann damals aus, als wir den Krieg mitmachten," sagte Schorn, „er war ein guter Kamerad und schneidiger Offizier."

Die Bilder der Enkel erregten der Baronin Interesse. Beide Damen vertieften sich eifrig in das Gespräch über die Großkinder.

Um ein viertel vor zwei kam Emmy zurück. In dem einfachen grauen Lüsterkleide, mit dem schlichten weißen Strohhütchen sah sie so anspruchslos aus, wie „eine kleine, graue Motte", so meinte sie oft selbst. Aber das kluge Köpfchen mit den hübschen, feinen Zügen verlor trotzdem nichts von seiner Anmut. Die beiden jungen Mädchen begrüßten sich herzlich, und Emmy verneigte sich korrekt vor den älteren Leuten. —

„Ich muß Ihnen unsern Garten zeigen," sagte Emmy und zog Elfriede auf den winzigen Balkon. Die rote Kresse und die Geranien blühten eben. Elfriede unterdrückte ein Lächeln.

„Sie sind wie Lebrecht Hühnchen, ebenso genügsam," sagte Fräulein von Schorn, „Sie kennen doch Lebrecht Hühnchen?"

„Ja, ich lese diese Bücher gern; ein zufriedenes Gemüt ist das größte Glück."

„Ich möchte es allen wünschen," entgegnete Elfriede, die an ihre oft so unzufriedene Schwester Irmgard dachte.

„Wissen Sie, ich habe mir was Feines ausgedacht. Sie müssen in den Ferien zu uns kommen! Wollen Sie? Ich werde Papa und Mama darum bitten!"

Emmy war ganz rot vor Freude geworden.

„O," sagte sie, „ich weiß nicht, ob es geht."

„Warum nicht? Schornstätten ist ja nur drei Stunden von Berlin entfernt, und das Landleben ist herrlich! Sie müssen rote Wangen bekommen, so wie ich sie habe!"

„Wo ist ihr Bruder Ernst?" fragte Elfriede nach einer Weile.

„Es kann heute nicht abkommen und bleibt bis 7 Uhr fort."

„Schade! Nun, so grüßen Sie von mir. Man kann so gut mit ihm plaudern. Welch kluger Mensch er ist! Nur sieht er das Leben allzu traurig an; hat er einen Kummer gehabt?"

„Ja, er wollte gern studieren und Arzt werden."

„Warum tat er es nicht?" fragte Elfriede gedankenlos.

Wir hatten nicht die Mittel dazu. Als unser Vater starb, mußte Ernst für uns sorgen, da trat er in ein kaufmännisches Bureau und arbeitete sich bis zum Buchhalter empor. Er möchte, daß unser Wille studiert; er soll Hütteningenieur werden."

Nachdenklich blickte Elfriede vor sich hin.

„Ob er es aus diesem Grunde getan hat oder aus einem anderen — ich werde jedenfalls sein Schuldner bleiben bis an das Ende meines Lebens. Sie aber, Herr Kommerzienrat, welche Antwort haben Sie ihm gegeben?"

„Es ist nicht wert, davon zu sprechen," sagte er, „Wenn man eben kommt aus einen blutigen Krieg, man verliert nicht den Kopf wegen solcher Sache. Ihre Nerzte glauben, ich sei ein verlorener Mann. Aber ich werde nicht sterben. In meinen Adern kann noch anderes, wenn er des Familienvaters, der die Familie ernährt, gehen allein anderen vor, obgleich er in anderer Beziehung

Denkspruch.

Du findest in der Ruhe nicht

den schon bestehenden Jünglings- und Jugendvereinen, die doch auch den Forderungen der Körperpflege in ausreichendem Maße gerecht werden, zugewandt, reichen, bleibenden Ertrag abwerfen.

Der Wehrverein will sich die Aufgabe stellen, auf die Notwendigkeit unserer Heereserweiterung hinzuweisen und in dieser Richtung aufklärend wirken.

Die Spionage-Prozesse

wollen nicht aufhören. Vor dem Reichsgericht hatte sich der englische Rechtsanwalt und Reserveoffizier Stewart zu verantworten. Nach langer Verhandlung wurde der Angeklagte zu 3 Jahren 6 Monaten Gefängnis verurteilt, unter Anrechnung von 4 Monaten Untersuchungshaft. Die zahlreichen Verurteilungen englischer Offiziere wegen Spionage in Deutschland haben die englische Regierung zu einer Verfügung veranlaßt, wonach jeder Deutschland besuchende Offizier sich sofort bei der Gemeindebehörde seines deutschen Aufenthaltsortes persönlich zu melden und auszuweisen hat. Durch diese Anordnung will die englische Regierung natürlich nur den Glauben erwecken, daß sie ihre Untergebenen nicht zur Spionage in Deutschland anhalte. Aus den voraufgegangenen Prozessen vor dem Leipziger Reichsgericht weiß man jedoch, daß die meisten der verhafteten Spione im Dienste des Londoner Nachrichtenbureaus standen. Dieses Bureau aber ist selbstverständlich ein Teil der englischen Regierung.

Deutsch-Afrika von Meer zu Meer.

Nach allem, was man zuverlässig hört, scheint es verfrüht zu sein, von Verhandlungen zwischen England und Deutschland zu sprechen, mögen diese auf die portugiesischen Kolonien oder gar auf die Einschränkung der Rüstungen bezogen werden. „Daily Chronicle" hält in einem Artikel die jetzige Lage für wesentlich hoffnungsreicher, als sie noch vor kurzer Zeit war. In der ganzen Frage seien zwei Hauptfaktoren zu beachten: 1. Herrscht in Deutschland der Glaube, daß England entschlossen sei, Deutschland an der Verwirklichung seiner kolonialen Wünsche zu hindern, und dieser Verdacht muß zunächst beseitigt werden. Der Artikel erkennt an, daß es an Grund zu diesen deutschen Klagen nicht fehle, er erkennt auch die Notwendigkeit der deutschen Expansion an und sagt: „Wir werden ohne Eifersucht auf die Gebiets-Erwerbungen Deutschlands blicken. Wenn Deutschland ein afrikanisches Reich von Meer zu Meer gründen will, wird es nicht auf englischen Widerstand stoßen." Der zweite Faktor ist der englische Argwohn, daß Deutschland die englische Vorherrschaft zur See herausfordern wolle. Niemand könne etwas gegen eine deutsche Flotte haben, die für den Schutz des deutschen Handels und der deutschen Kolonien ausreiche. Aber ein Programm, das eine Herausforderung der englischen Seegeltung zu entfalten scheine würde zu einem neuen kostspieligen Wettrüsten führen. Schließlich spricht sich „Daily Chronicle" im Sinne der Rede Lloyd Georges für eine Verständigung in der Rüstungsfrage aus und gibt der Hoffnung Ausdruck, daß die Staatsmänner beider Länder an das Problem mit dem festen Entschluß herantreten würden, das gegenseitige Verständnis und Vertrauen wiederherzustellen.

Die Zollhinterziehungs-Affäre.

Eine Schadenersatzklage in Höhe von 420 000 Dollars ist, wie wir bereits meldeten, über ein Newyorker Importhaus Krusius Brothers von der amerikanischen Regierung verhängt worden, wegen angeblicher Zollhinterziehung, bezw. Unterbewertung für eingeführte Solinger Messerschmiedewaren, und zwar soll bei der Strafe auf den Import während der drei letzten Jahre zurückgegriffen werden. Die Nachricht klingt ziemlich ungeheuerlich, wie auch die Summe im Verhältnis eine ungeheuerliche genannt werden kann; handelt es sich hier doch um einen Betrag von 1¼ Million Mk. während man bei den bisherigen Klagen, wobei auch größere Firmen in Betracht kamen, nur mit 200—300 000 Mark rechnete. Die Solinger Firma Gebrüder Krusius, die über die Angelegenheit befragt wurde, hat erklärt, ihr sei noch keine Schadenersatzklage zugegangen, und man ist allgemein gespannt, wie die Sachlage sich erklären wird. Die Firma Gebrüder Krusius beschäftigt in Solingen zahlreiche Arbeiter; innerhalb 20 Jahren hat die Firma sich aus einem kleinen Betriebe zu einem Großetablissement entwickelt. Man befürchtet, daß nunmehr auch noch weitere Firmen in die Zollhinterziehungs-Angelegenheit verwickelt werden.

Die englische Marine

hat einen schweren Verlust erlitten. Am 2. Februar morgens liefen bei schwerem Nordost mit Schneeböen aus Portsmouth sieben Unterseeboote, darunter „A 3", begleitet von den Zerstörern „Hazard" und „Antelope", aus. Sie wollten an der Ostküste der Insel Wight, die außerhalb des großen Schiffsverkehrs liegt, Tauch- und Torpedoschießübungen abhalten. Dort steht bei Nordost auf den parallel mit der Küste laufenden Sänden ein starker Strom und eine schwere kabelige Grundsee, sodaß hier schon viele Schiffsunfälle zu verzeichnen sind. In dieser groben See stieß das schon halb untergetauchte Boot „A 3" mit dem „Hazard" zusammen und sank auf der Stelle. Große Gasmassen stiegen auf, die das Schlimmste befürchten ließen. Auf ein drahtloses Telegramm des „Hazard" kamen aus Portsmouth Hilfstender, ebenso der Kreuzer „Liverpool", der die Depesche unterwegs aufgefangen hatte. Ein gleich darauf einsetzender Schneesturm machte alle Rettungsversuche aussichtslos, sodaß man sich begnügen mußte, die Lage des „A 3" festzustellen. Der Kommandant des Bootes „Craven" war beurlaubt, an seiner Stelle hatte Leutnant Romando die Führung übernommen. Nach amtlicher Meldung besteht die Besatzung aus vier Leutnants und zehn Mann.

Der italienisch-türkische Krieg

regt die Franzosen fast mehr auf wie die Türken. Und das mit einigem Recht. Aktionslustig wie die Italiener überall da sind, wo keine Türken zu vermuten, nehmen sie jede Gelegenheit wahr, mit ihren Schiffsgeschützen Allotria zu treiben. Mit großem Vergnügen bombardierten sie auch den Hafenplatz Hodeida, wodurch die französischen Interessen sehr gefährdet wurden.

Die „Liberte" veröffentlicht folgende Einzelheiten über den französisch-italienischen Zwischenfall von Hodeida: Die italienische Regierung habe am 27. Januar unter dem Vorwande der Blockade der türkischen Roten Meer-Küste die Eisenbahngesellschaft von Hodeida—Sanaa aufgefordert, die von ihr an der Küste besetzten Punkte zu räumen. Die Gesellschaft hatte dagegen Einspruch erhoben, und da sie der italienischen Forderung innerhalb der ihr gestellten Frist von fünf Tagen nicht nachkam, bombardierten die Italiener ihre Niederlassungen. Alles Schiffsmaterial und verschiedene Baulichkeiten wurden zerstört, das rollende Material stark beschädigt. Das aus 40 Leuten bestehende Personal der Gesellschaft, darunter 13 Ingenieure mit ihren Familien, wurde von den strengen Maßnahmen der italienischen Behörden hart betroffen. Der unerträgliche Charakter der italienischen Angriffe würde noch durch die Tatsache verschärft, daß die Blockade in Wirklichkeit sich nur auf die Häfen von Hodeida und Sebana erstrecke, wo die französischen Interessen sehr beträchtliche seien, 1. wegen der im Vorjahre von einer französischen Bankengruppe der türkischen Regierung gewährten Anleihe von 23 Millionen Franken, für welche die Zolleinnahmen von Hodeida und Sebana die Bürgschaft bilden, und 2. wegen der Bahn von Hodeida und des Hafens von Sebana, deren Bau von einer französischen Gruppe übernommen wurde.

Der Wortwechsel zwischen den Kabinetten ist im Gange. Das französische Volk verlangt dringend die Entsendung einiger Kriegsschiffe in die von Italienern unsicher gemachten Gebiete. Bei der Kollerigkeit der feindlichen Brüder kann noch ein schöner Brei angerührt werden. Die Türken aber schmunzeln: Zeit gewonnen, alles gewonnen!

Erfüllung der Wartezeit für Altersrentner.

Altersrentenanwärter, welche im Laufe des Jahres 1912 ihr 70. Lebensjahr vollenden, haben an Beitragswochen nachzuweisen, wenn sie nach Eintritt in die Versicherung beschäftigt waren:

a)	als Arbeiter, Gehilfen, Gesellen, Dienstboten, Handlungsgehilfen, Betriebsbeamte	840—880 Beitragswochen,
b)	als Hausgewerbetreibende der Tabakfabrikation	800—840 „
c)	als Hausgewerbetreibende d. Textilindustrie mit Versicherungspflicht v. Jahre 1894	694—734 „
d)	als Hausgewerbetreibende d. Textilindustrie mit Versicherungspflicht v. Jahre 1896	640—680 „
e)	als Lehrer, Lehrerinnen, Erzieher, Gesellschafterin, sonstige Angestellte, deren dienstl. Beschäftigung ihren Hauptberuf bildet und dergleichen	480—520 „

Kaiserin Eugenie im Zululand.

k. In der fesselnden Studie, die der bekannte Pariser Schriftsteller Lucien Daudet der Kaiserin Eugenie kürzlich gewidmet hat, wird die traurige Pilgerfahrt der entthronten Kaiserin und der unglücklichen Mutter an das Grab ihres einzigen Sohnes geschildert, der bekanntlich in englischem Dienste im Kampfe gegen die Zulus den Tod fand. Im Jahre 1880, kurz nach dieser traurigen Katastrophe, die Eugenie ihren letzten Stolz und ihre letzte Hoffnung raubte, beschloß die Kaiserin, die Stätte zu besuchen, wo ihr Sohn den Tod gefunden hatte und in der Erde ruhte. Bei dieser Reise ereignete sich ein eigentümlicher Vorfall. Die Kaiserin hatte mit ihren Begleitern nach beschwerlicher Reise eine Stätte erreicht, die von dem Grabe ihres Sohnes nicht mehr weit entfernt war. Noch eine Rast und am kommenden Morgen sollten der Marquis von Bassane und Sir E. Wood die trostlose Mutter an die Stelle führen, wo Prinz Lulu unter den Speeren der Zulus den Soldatentod gefunden hatte. Noch am Abend mußte Eugenie einen Trupp Zulus empfangen, der im kriegerischen Aufzuge kam, um die Kaiserin feierlich zu begrüßen. Vor den Augen der in Trauerkleider gehüllten Frau führten die Schwarzen ihre dämonischen Kriegstänze auf, dieselben Zulus, die bei dem Ueberfalle auf den Prinzen beteiligt gewesen waren. Und die Kaiserin vermochte ihren Schmerz nicht niederzukämpfen und mußte bei den seltsamen Zeremonien ihr Gesicht in den Händen verbergen, um ihre Tränen nicht sehen zu lassen. Der Abend war heiß, feucht und schwül, die Kaiserin vermochte keine Ruhe zu finden, schmerzliche Erinnerungen hielten sie wach und schließlich erhob sie sich, verließ leise das Zelt und suchte einsam in der Stille der Nacht Ruhe und ein wenig nächtliche Kühle. Allein wandelte sie im Dunkeln durch die fremde, öde Ebene. Sie entfernte sich dabei ziemlich weit vom Lager. Als sie umkehren will, fühlt sie plötzlich um sich einen Duft, den sie liebt und zugleich fürchtet: einen Duft von Eisenkraut. Das war das Lieblingsparfüm ihres Sohnes, und er trug es stets bei sich. Die Erinnerungen, die diese Stätte und nun dazu noch dieser Duft auslösten, mochten die Kaiserin wie durch Zauberkraft weiterziehen, wie traumwandelnd setzte sie ihren Weg fort. Sie wußte nicht, wohin sie ging, sie wußte nicht, wohin sie wollte, sie gab sich ganz diesem Geruche hin, der ihre so schwer heimgesuchten Muttergefühle immer weiter zog. Schließlich kam sie an einen flachen Stein, wo sie stehen blieb, ganz in Gedanken an ihren Sohn versunken. Sie atmete tief den seltsamen Duft ein, aber plötzlich, mit der Geschwindigkeit einer Sternschnuppe, ist der Geruch wie durch Zauber verflogen. Die Kaiserin war seltsam erregt, und in diesem Zustande überkam sie das Gefühl, daß der Geist ihres Sohnes sie bis zu dieser Stelle begleitet habe. Als sie den Rückweg antrat, vermochte sie nur mit Mühe die Richtung zum Lager wiederzufinden. Bei den Zelten hatte man inzwischen ihre Abwesenheit bemerkt und mit Fackeln zogen die Diener und Freunde umher, um die Kaiserin zu suchen. Man traf sie auch bald und führte sie zum Zelte. Am nächsten Morgen übernahm es der englische General, die trauernde Mutter zu der Stelle zu führen, wo der Prinz den Tod gefunden hatte. Nach langem Wege blieb die Kaiserin plötzlich stehen: sie erkannte jenen flachen Stein wieder, auf den sie während ihrer nächtlichen einsamen Wanderung gestoßen war. Das Gefolge kniete still nieder: es war genau die Stelle, wo Prinz Lulu im Kampfe mit den Feinden gefallen war.

Ein jugendlicher Giftmischer.

(Nachdruck verboten.)

sh. Dresden, 7. Febr.

Unter der Anklage eines Giftmordversuches an seinen eigenen Eltern stand der 16jährige Realschüler Leopold Döring vor dem hiesigen Jugendgerichte. Döring hatte von seiner verstorbenen Großmutter ein Vermögen von 180 000 Mk. geerbt, das bis zu seiner Großjährigkeit von seinen Eltern verwaltet werden sollte. Diese erfüllten dem Sohne, an dem sie mit abgöttischer Liebe hingen, jeden Wunsch und gaben ihm jede beliebige Summe. Der junge Mann konnte so ein verschwenderisches Leben führen und unterhielt bereits mit 15 Jahren kostspielige Verhältnisse mit Kabarett- und Varietedamen. Einer Schauspielerin soll er einen Brillantschmuck für 800 Mark geschenkt haben. Als „ständiger Gast" in dem bekannten Vergnügungslokal „Trokadero" auf der internationalen Hygiene-Ausstellung verschwendete er in Sektgelagen große Summen. Er unternahm auch mit seinen Geliebten Ausflüge nach Wien an die Riviera und nach Monte Carlo. Wenn seine Eltern ihm kein Geld gaben, stahl er ihnen Schmucksachen und Silbergeräte, die er in Geld umsetzte. Da er aber endlich von seinen Eltern überhaupt kein Geld mehr erhielt, so kam er auf den Gedanken, seine Eltern zu vergiften, um in den uneingeschränkten Besitz der großmütterlichen Erbschaft zu gelangen. Am Reformationsfeste 1910 will das Dienstmädchen der Eltern beobachtet haben, wie der Angeklagte Salzsäure in die für die Eltern bereit stehenden Biergläser goß. Das Dienstmädchen behauptet, das vergiftete Bier weggeschüttet zu haben, ohne jemand Mitteilung gemacht zu haben. Erst im Juli 1911 erstattete sie bei der Polizei Anzeige, worauf der junge Döring verhaftet wurde. Der Angeklagte bestritt in der heutigen Verhandlung jede Schuld und der Vater des Angeklagten überreichte dem Vorsitzenden sogar ein Schriftstück, worin der Vater behauptet, es sei weit eher als alles andere anzunehmen, daß das Dienstmädchen selbst diejenige gewesen sei, die die Salzsäure in das Bier gegossen habe. Der Angeklagte behauptet, daß das Dienstmädchen die belastenden Aussagen aus Rache und Eifersucht gemacht habe, da ihre Hoffnung, den jungen Menschen heiraten zu können, wegen dessen anderweitiger Liebesverhältnisse zerstört worden sei. Die Sachverständigen äußerten sich dahin, daß der Angeklagte sich zur Zeit der strafbaren Handlung in einem Zustand krankhafter Störung der Geistestätigkeit befunden habe, die jede freie Willensbestimmung ausschloß. Der Staatsanwalt gibt zwar der Ueberzeugung Ausdruck, daß der Angeklagte seine Absicht, seine Eltern zu töten, ausführen wollte, daß er aber auf Grund des § 51 des St.-G.-B. freizusprechen sei. Das Gericht sprach dann auch den Angeklagten auf Grund der Gutachten der ärztlichen Sachverständigen frei. Gegen den Vater des Angeklagten soll Anklage wegen falscher Anschuldigung gegen das Dienstmädchen erhoben werden.

„Was er sich nicht selbst erlauben durfte, soll dem jüngeren Bruder werden," dachte sie. „Wie groß und edel!"

Im Speisezimmer schlug es zwei Uhr. Der Besuch verabschiedete sich, und der Baron sagte:

„Ich hoffe, wir sehen uns jetzt öfter. Leider reisen wir morgen zurück, aber vielleicht besuchen Sie, gnädige Frau, uns einmal in Schornstätten."

Frau Ludolff dankte verbindlich, dachte aber dabei daß es nie dazu kommen werde.

Auf der Treppe trafen Schorns einen hübschen, schlanken Menschen von ungefähr achtzehn Jahren. An seiner Aehnlichkeit mit Emmy erkannten sie in ihm den Jüngsten der Familie Ludolff. Willi trat höflich zur Seite und ließ die Fremden auf der schmalen Treppe vorbeigehen.

„Wie wohlerzogen sie alle sind," sagte Frau von Schorn, „es ist bei ihrer Armut doppelt anzuerkennen."

Schloß Schornstein lag im heißen Nachmittagssonnenscheine da. Die Linden blühten, und ihr süßer Geruch zog durch die Luft. Es war ein stolzer Herrensitz, seit Jahrhunderten der Familie Schorn gehörend. Viele Geschlechter waren hier seßhaft gewesen; sie alle liebten den Grund und Boden im märkischen Sande, sie alle waren echte Landedelleute, die ihren Acker bestellten und mit treuer Anhänglichkeit an der Scholle klebten, die ihre Wiege getragen.

Baron Hugo war das Urbild eines märkischen Gutsbesitzers. Er stand an jenem heißen Sommertage breitspurig auf der Freitreppe des Schlosses, zu seinen Füßen die beiden braungefleckten Jagdhunde Mars und Diana. In hohen Stiefeln, einer leichten Joppe, den Strohhut auf dem Kopf und die geliebte Pfeife im Munde, blickte er wohlgefällig auf die wogenden Kornfelder, auf den sich am Horizont hinziehenden Wald, auf die saftigen Wiesen und Anger, auf denen seine Prachtherden weideten, lauter Rauhkühe, die den Neid seiner Nachbarn erweckten. Nach und nach hatte Baron Hugo sie angeschafft. Als er Schornstätten übernahm, geschah es unter schweren Bedingungen. Allzu flott hatte sein Vater, Baron Georg, gelebt, das Gut war von Hypotheken belastet, und die zahlreiche Familie brauchte viel. Aber die Tatkraft und Energie des ältesten Sohnes bewährte sich; er ging mit voller Jugendkraft an die schwierige Aufgabe, Schornstätten hoch zu bringen. Seine Heirat mit Marie von Fehlen, die ein reiches Mädchen war, erleichterte dem Baron die Auszahlungen an die Geschwister, gute Ernten brachten goldenen Segen. Schon nach einigen Jahren besserte sich die finanzielle Lage, und seit fünfzehn Jahren war der Reichtum gewachsen. Schorns waren sehr begütert und angesehen.

Eben trat Frau Marie auf die Freitreppe. Sie trug ein leichtes Waschkleid und eine weiße zierliche Schürze.

„Du willst wohl bald deinen Kaffee haben, Hugo?" fragte sie. „Wie ich sehe, willst du ausreiten."

„Ja, Mariechen."

Baron Schorn legte den Arm zärtlich um seine Frau, und sie gingen die Steinstufen hinunter in den Garten, wo ein alter Diener bereits unter der großen blühenden Linde den Kaffeetisch deckte. Es war ein reizendes Plätzchen. Kühlen Schatten spendeten die tief herabhängenden Aeste, die eben voller Blüten waren. Das Summen der Bienen einte sich dem Jubilieren der Vögel, und die hochstämmigen Rosen, die besonderen Lieblinge der Baronin, leuchteten in der Sonne. Am Morgen war ein ergiebiger Regen gefallen, — gerade zur rechten Zeit, — nun funkelten die Tropfen auf Baum und Strauch, auf Blatt und Blüten. Und wie erfrischend, wie nötig war die liebe Gottesgabe den Wiesen und Feldern gewesen!

„Es ist, als höre man das Gras wachsen," hatte der Baron zufrieden lächelnd gemeint.

Die Baronin war an einen Rosenstrauch getreten und hatte eine eine eben erblühte rote Rose gepflückt. Sie brachte sie lächelnd ihrem Mann und legte die weiße volle Hand liebkosend auf seine Schulter.

„Hugo, weißt du, daß heute unser Verlobungstag ist?" fragte sie.

„Ach, richtig, Mariechen, ich dachte heute früh daran."

„Und hast es später vergessen. Na, tut nichts, Alter."

„Komm, gib mir einen Kuß, Mariechen.

Er zog sie an sich und küßte sie herzhaft.

„Es kommt mir gar nicht so lange vor, seit du mir heute vor so vielen Jahren die roten Rosen auf dem Kasinoball in M. brachtest. Du warst damals ein schlanker, hübscher Leutnant."

„Und du eine Sylphide mit braunem Lockenhaar. Das kann man heute nicht mehr behaupten, aber ich liebe dich noch ebenso, Mariechen."

„Mein guter Alter," sagte die Baronin bewegt, „wir sind glückliche Menschen wie jene auf dem Bilde. — Du hast es wirklich gekauft für Friedel?"

„Na ja, schilt nicht! Sorge dafür, daß das Kind die Kiste nicht sieht! Weiß Gott, ich kann ihr nichts abschlagen!"

„Du verwöhnst sie, Hugo."

„Na ja, sie gleicht dir allzusehr, Mariechen."

„Schmeichler!"

(Fortsetzung folgt.)

Die preußische Jungfernlotterie.

Wer weiß heute noch, was im Volksmunde zur Zeit des alten Fritz als „annektierte Mädchen" bezeichnet wurde. Beinahe eineinhalb Jahrhunderte ist es her, daß es in Preußen solche „annektierte Mädchen" gab. Es waren Waisenmädchen, die von Staats wegen ausgestattet und ausgelost wurden. Diese preußische „Jungfernlotterie" war ein Gedanke des alten Fritz, der vom Jahre 1763 an in Verbindung mit der geschaffenen Zahlenlotterie ausgeführt wurde. Ausführliche Mitteilungen über diese heute in Vergessenheit geratene „Jungfernlotterie" macht der angesehene Berliner Staatswissenschaftslehrer Professor Otto Warschauer in seinen volkswirtschaftlichen, geschichtlichen und juristischen „Lotteriestudien" des Berliner Verlages von Karl Curtius. Friedrichs Absicht bei der Schaffung der „Jungfernlotterie", die Förderung der Bevölkerung, findet sich in dem Lotteriepatente vom 8. Febr. 1763 ausgesprochen, „daß die Lotterie aus ihrem Ertrage die nötigen Fonds verschafft, um alle Jahre eine gewisse Anzahl Mädgen, die in unserem Lande geboren sind, zu verheiraten, und zwar bei jeder Ziehung fünfe." Die Ausführung des königlichen Befehls erfolgte derartig, daß je 90 Mädchen, deren Namen die Gewinnnummern bekommen hatten, von der General-Lotterie-Administration sofort ein sogenannter „Annexenschein" übergeben wurde, und später wurde gegen Rückgabe dieses Scheines, sobald der Trauschein vorgezeigt wurde, eine Aussteuer von 50 Talern ausbezahlt. Dieser Annexenschein war es, der den ausgelosten Waisenmädchen zu dem Spitznamen der „annektierten Mädchen" verholfen hatte. Die preußische Jungfernlotterie stattete alljährlich etwa 80 bis 85 arme Waisenmädchen aus. Die Ausführung übertrug Friedrich der Große dem Italiener Calzabigi, den Knyphausen in England aufgetrieben hatte. Dieser geschäftstüchtige, aber nicht ganz zuverlässige Italiener, den Friedrich der Große in seine Dienste gestellt hatte, war es auch gewesen, der die Zahlenlotterie in Vorschlag gebracht hatte. Nach dem Pachtvertrage vom 17. August 1764, durch den Calzabigi die Zahlenlotterie in die Hände bekam, übernahm er gleichzeitig als Verpflichtung, nach jeder Ziehung 250 Taler für die Waisenmädchen auszubezahlen. Die Auswahl der Mädchen war ihm vorbehalten. Als später der Staat die Verwaltung der Lotterie übernahm, wurden die Aussteuergelder beibehalten. Bis zum Jahre 1815 bestand die preußische Jungfernlotterie.

Das Kriegsgericht in der Wüste.

Der im türkischen Kriegslager in der Wüste von Tripolitanien weilende englische Korrespondent Alan Ostler schildert in einem fesselnden Kriegsbriefe aus dem Lager von Senati Beni Adhem die gerechte Strafe, die zwei von den Italienern bezahlte arabische Spione für ihren Verrat von den Türken erhalten haben. Die Spione begaben sich in das Lager der arabischen Hilfstruppe, um den Versuch zu unternehmen, die Wüstensöhne durch Geld und Versprechungen von der Fortsetzung des Kampfes gegen die Italiener abzubringen. Für die Stimmung und den Geist bei den Arabern ist es bezeichnend, daß die beiden Männer, die zwei verschiedene Lager aufgesucht hatten, ohne Umstände sofort festgenommen und gefesselt den türkischen Offizieren übergeben wurden. Ihre Schuld war nicht offenkundig bewiesen, aber der türkische Befehlshaber rief ein Kriegsgericht zusammen, um den Verräter regelrecht zu verhören und dann das Urteil zu fällen. Ostler befand sich gerade im Zelt des Befehlshabers, als man den einen der beiden Spione hereinführte. „Er war barfuß und die Arme hatte man ihm mit Seilen gefesselt. Ein großer stämmiger Kerl mit einem mächtigen Stiernacken und einem Schädel, der wie aus Bronze gemeißelt schien. Der Mann schaute finster drein, trotzig, er trug die blaue Uniform eines türkischen Gensdarm. Irgendwer hob eine Kerze und leuchtete dem Gefangenen ins Gesicht, um das Truppenabzeichen am Kragen der Uniform erkennen zu können. Der Spion stand unbeweglich, blinzelte nur im hellen Lichtschein der Kerze und antwortete auf alle Fragen nur kurz und einsilbig. Dann, am nächsten Morgen, als der stahlfarbene Himmel im Osten durch den ersten Widerschein der Sonne gelblich strahlte, wurde vor den versammelten Arabern das Urteil vollstredt. Türkische Soldaten bildeten einen Kreis um den Pfosten, an dem die mit schwarzem Wachs und Fett gestrichene Schlinge herabhing. Als der Spion dem Galgen gegenüberstand, zitterten seine Kniee, aber in seinen Mienen bewahrte er krampfhaft die Fassung. Von allen Seiten tönten die zornigen Rufe der Araber, die dem braunen Kerle verächtlich das Wort „Verräter!" zuschleuderten, dann aber entstand plötzlich tiefe Stille und ein Offizier begann das in arabischer Sprache abgefaßte Todesurteil laut zu verlesen. Nirgends unter den Arabern fand ich eine Spur von Mitleid für diesen Sohn ihrer eigenen Rasse. Der zweite Spion, ein türkischer Soldat, schnaufte wie ein verängstigtes Pferd, als man die Gebundenen auf das Faß hob, das am Fuße des Galgens stand. Der Mann hatte noch die Spuren von Sand und Staub auf Stirn und Nase; vor seinem letzten Gange hatte er auf arabische Weise gebetet und sich zu Boden geworfen, aber die gebundenen Hände vermochten die Spuren dieser trüben Andacht vor dem Sterben nicht mehr aus dem Gesicht zu wischen. Mit einer hastigen Bewegung schleuderten dann zwei Soldaten das Faß unter den Füßen der Spione beiseite. Grell rasselte und pfiff auf eine Sekunde die Rolle, an der die Schlinge befestigt war; dann nach einem zitternden Krampf hingen die Männer tot und bewegungslos über den Köpfen der Menge. Sofort nach der Hinrichtung trat ein arabischer Scheik mit einem kurzen Speer bewaffnet in den Kreis um den Galgen, hob seine Waffe, rief ein paar Worte, deutete dabei auf die Erhängten und berührte mit der Spitze seines Speeres beinahe die Brust der Toten, über die in dünnen schwarzen Linien das Fett von der Schlinge herabträufelte. Das Todesurteil mit seinen arabischen Schriftzeichen wurde den Spionen auf die Brust geheftet und dann trat ein alter Geistlicher in den Kreis und begann weithinhallend zu singen. „Ach, der Verräter des arabischen Volkes. Was soll geschehen mit dem Verräter unseres Volkes? Er soll erdrosselt werden mit Stricken." Und von allen Seiten klang es aus Tausenden von Kehlen zustimmend „Allah, Allah, Allah!" Dann wies der Sänger mit dem Zeigefinger auf das Gesicht der Toten und hielt ihnen ihr Verbrechen vor. Die aber hingen über allen Köpfen droben am Galgen.

Die chinesische Revolution.

Das Komitee der Revolutionäre hat sich mit den Bedingungen, unter welchen der Kaiser seine Abdankung und die Republik proklamierte, einverstanden erklärt. Der Kaiser wird danach seinen Titel behalten, darf ihn jedoch nicht vererben und bezieht eine Pension von 24 Millionen Mark. Sein Wohnsitz bleibt der Palast in Peking. Da die Kunde von der Abdankung und der damit erfolgten Erreichung des Revolutionsziels infolge der schlechten Verkehrsmittel noch nicht im ganzen Lande bekannt geworden ist, so gibt es noch immer Zusammenstöße zwischen Revolutionären und Kaiserlichen. In einem dieser Gefechte an der Jalumündung sollen die Kaiserlichen 80, die Revolutionäre 20 Tote verloren haben.

Den neuen Präsidenten Chinas, Juanschikai, betrachtet man vielfach mit Argwohn und erblickt in ihm einen zweiten Napoleon, der die Revolution und die Hinwegfegung des Königtums benutzte, um sich zunächst zum Konsul, dann zum Kaiser Frankreichs aufzuschwingen. Namentlich in Japan, wo man sich von der Umwälzung in China so große und vielfache wirtschaftliche Vorteile versprach, herrscht lebhafte Besorgnis.

Essener Viehmarkt.

Amtlicher Bericht der Notierungskommission.

Essen, den 5. Februar 1912.

Auftrieb: Großvieh 612, hiervon 160 Ochsen, 178 Bullen, 334 Färsen und Kühe, — gering genährtes Jungvieh (Fresser) 654 Kälber. 49 Schafe, 4465 Schweine.

	Preise für 100 Pfd. Schlachtgew. Mk.	Lebendgew Mk.
1. Rinder.		
A. Ochsen:		
a) Vollfleischige, ausgemästete Ochsen höchsten Schlachtwerts, die noch nicht gezogen haben (ungejocht)	90—92	52—53
b) Vollfleischige, ausgemästete, im Alter von 4—7 Jahren	85—88	46—47
c) Junge, fleischige, nicht ausgemästete und ältere ausgemästete	85—88	46—47
d) Mäßig genährte junge, gut genährte ältere	79—84	39—42
B. Bullen:		
a) Vollfleischige, ausgewachsene Bullen höchsten Schlachtwerts	82—85	47—49
b) Vollfleischige jüngere Bullen	75—80	39—42
c) Mäßig genährte junge und gut genährte ältere	70—74	33—34
C. Färsen und Kühe:		
a) Vollfleischige, ausgemästete Färsen höchsten Schlachtwerts	86—88	48—49
b) Vollfleischige, ausgemästete Kühe höchsten Schlachtwerts b. zu 7 Jahren	82—85	43—44
c) Aeltere ausgemästete Kühe u. wenig gut entwickelte jüngere Kühe und Färsen	75—80	36—39
d) Mäßig genährte Kühe und Färsen	68—74	29—33
e) Gering genährte Kühe und Färsen	68—74	29—33
D. Jungvieh:		
a) Gering genährtes Jungvieh (Fresser)	00—00	00—00
2. Kälber.		
a) Doppellender, feinster Mast	108—118	78—85
b) Feinste Mastkälber	97—102	62—65
c) Mittlere Mastkälber und beste Saugkälber	87—100	52—60
d) Geringere Mast- und gute Saugkälber, geringe Saugkälber	73—97	38—50
3. Schafe.		
A. Stallmastschafe:		
a) Mastlämmer und jüngere Masthammel	—	45
b) Aeltere Masthammel, geringere Mastlämmer und gut genährte junge Schafe	84—88	39—41
c) Mäßig genährte Hammel u. Schafe (Merzschafe)	00—00	00—00
B. Weidemastschafe:		
a) Mastlämmer	00—00	00—00
b) Geringere Lämmer und Schafe	00—00	00—00
4. Schweine.		
a) Fettschweine über 150 kg (300 Pfd.) Lebendgewicht	00—00	00—00
b) Vollfleischige von 120—150 kg (240—300 Pfd.) Lebendgewicht	57—60	45—48
c) Vollfleischige von 100—120 kg (200—240 Pfd.) Lebendgewicht 20%	57—60	45—48
d) Vollfleischige von 80—100 kg (160—200 Pfd.) Lebendgewicht Tara	54—58	43—46
e) Vollfleischige unter 80 kg (160 Pfd.) Lebendgewicht	50—55	40—44
f) Unreine Sauen und geschnittene Eber	50—56	40—44

Tendenz: mittel.

Allerlei.

Neue Rettungsvorrichtungen in preußischen Kasernen. Die preußische Heeresverwaltung beabsichtigt die allgemeine Einführung einer einfachen und praktischen Rettungseinrichtung für Feuersgefahr in allen Kasernen. Die Vorrichtung besteht in einer Rettungsleine, die mit vielen Knoten als „Stufen" versehen ist und die in jeder der Stuben der oberen Kasernen-Stockwerke an einem starken eingemauerten Karabinerhaken befestigt wird. Die Leinen, die in ungebrauchtem Zustand zusammengerollt in den Mannschaftsstuben liegen, werden, wenn bei Ausbruch des Feuers Qualm und Flammen die Treppen versperren, am Haken befestigt und zum Fenster hinausgeworfen, so daß sie sich selbsttätig abrollen und sofort benutzbar sind.

Die D-Zug-Räubereien hören nicht auf, trotzdem erst dieser Tage, wie berichtet, ein gefährlicher Zugräuber in der Person des Zivilingenieurs Dreyer dingfest gemacht worden ist. So wurden im D-Zug Berlin-Hannover einem Reisenden 2. Klasse eine Brieftasche mit 7800 Mark Bargeld und Schmucksachen im Werte von über 4000 Mk. entwendet. Die Untersuchung gegen Dreyer nimmt unentwegt ihren Fortgang. Dreyer hat seinerzeit in Dessau eine eigene Maschinenfabrik besessen, die aber in Konkurs ging. Seine sehr bemittelten Verwandten ging er nicht um Hilfe an und verfiel dann auf Eisenbahnräubereien und Hoteldiebstähle.

Die gerichtliche Untersuchung wegen der Methylalkoholvergiftungen, denen im Dezember und Januar in Berlin 90 Personen zum Opfer fielen, sind jetzt soweit fortgeschritten, daß die Eröffnung des Hauptverfahrens unmittelbar bevorsteht. Es werden sich außer dem Drogisten Scharmach aus Charlottenburg, der an die Destillationen den Methylschnaps geliefert hat, auch die Reisenden Zastrow und Meyen zu verantworten haben.

Die Frau in Haus und Beruf. Am 24. Februar wird in Berlin durch die Kaiserin eine Ausstellung eröffnet, die zum ersten Male einen vollständigen Ueberblick über die Frauenarbeit gibt und größtes Interesse beanspruchen darf. Die Ausstellung teilt sich in verschiedene Gruppen. Da sieht man in der einen Abteilung die Frau in ihrer Wohnung, und zwar in vornehmen, von ersten Künstlerinnen und Kunstgewerblerinnen entworfenen Räumen. Man sieht sie aber auch im bürgerlichen Wohnhause und im proletarischen Hausstande, und auch diese Ausstattung haben Künstlerinnen geleitet, um zugleich zu beweisen daß Schönheit und Gemütlichkeit nicht gebunden sind an die Höhe der Einnahmen, daß sie vielmehr in der bescheidensten Umgebung ihre Triumpfe zu feiern vermögen. Die soziale Abteilung stellt die Frau in der kommunalen Armenpflege, in Volksküchen, in Lungenheilstätten, in den Rechtsschutzstellen, in der Bekämpfung des Alkoholmißbrauchs, in der Mütter- und Säuglingspflege, kurz: überall da, wo weibliche Bereitwilligkeit und weibliches soziales Verantwortlichkeitsgefühl sich seit Jahren bewährt haben. Und der Umfang der weiblichen Berufstätigkeit ergibt sich aus den vielen Sonderabteilungen, die die Frauen in den verschiedensten Gruppen der Landwirtschaft, der Gärtnerei, der Textilindustrie, des Handels, der Heimarbeit, der Krankenpflege zeigen.

Eine Aufklärung über die Schlacht bei Königgrätz.

Auf eine bedeutsame Korrektur einer eingebürgerten falschen Ueberlieferung der Ereignisse in der Schlacht bei Königgrätz macht Professor Hans Delbrück in den „Preußischen Jahrbüchern" aufmerksam. Noch heute herrscht die allgemeine Auffassung, die sich im großen Hauptquartier von Königgrätz selbst gebildet hat, daß nämlich die Armee des Kronprinzen Friedrich Wilhelm erheblich später gekommen sei, als man vorher angenommen hatte, und daß deshalb die Lage für die Armee des Prinzen Friedrich Karl sich mehrere Stunden lang recht kritisch gestaltet habe. Delbrück macht nun darauf aufmerksam, daß die große Biographie des Prinzen Friedrich Karl von Preußen, die jetzt der Hauptmann beim Großen Generalstabe Wolfgang Förster auf Grund des schriftlichen Nachlasses herausgegeben hat, quellenmäßig die Sachlage anders darstellt:

In dem großen Hauptquartier hatte man angenommen, der Kronprinz werde um halb zwölf Uhr erscheinen, Friedrich Karl selber aber hatte erst auf halb eins gerechnet. Tatsächlich aber haben die Spitzen der kronprinzlichen Armee den Rand des Schlachtfeldes bereits um 11 Uhr erreicht, und das Spiel der Garde-Artillerie begann nach dem Generalstabswerk, bestätigt durch die Denkwürdigkeiten des Prinzen Kraft Hohenlohe, der während des Gefechts die Zeiten durch seinen Adjutanten aufzeichnen ließ, bereits kurz nach halb zwölf Uhr. Der Kronprinz ist also nicht nur rechtzeitig, sondern sogar noch etwas früher eingetroffen, als er erwartet wurde, und die Meinung von seinem Zuspätkommen ist nur dadurch entstanden, daß man beim König und dem Prinzen Friedrich Karl das Ankommen und Fechten seiner Truppen stundenlang nicht bemerkt hat. Noch um 1¾ Uhr sandte Moltke an den General Herwarth auf dem anderen Flügel die Mitteilung, der Kronprinz sei bei Zizelowes, d. h. am äußersten Rande des Schlachtfeldes. Um diese Zeit war aber der Kronprinz bereits mitten unter den Oesterreichern. Des weiteren erfahren wir nun aus dem Försterschen Buch, daß der Prinz Friedrich Karl in der Annahme, daß der Kronprinz erst um Mittag ankommen werde, seinen Angriff erst um 10 Uhr beginnen lassen wollte. Er hat seine Truppen zwar schon in der Nacht aufbrechen lassen und von 7 Uhr an waren sie in der Stellung vor den Oesterreichern angelangt. Diesen frühen Abmarsch aber hatte der Prinz nur befohlen, weil er es nicht für unwahrscheinlich hielt, daß die Oesterreicher selber am frühen Morgen zum Angriff gegen ihn vorgehen würden, und weil er ihnen dann statt weit auseinandergezogener Divisionen gleich eine kompakte Schlachtlinie entgegenstellen wollte. Als er nun sah, daß die Oesterreicher hinter Bistritz standen und nicht an seinen Angriff dachten, hätte er seine Truppen, die in der Dunkelheit, ohne abzukochen, abmarschiert waren, gern die zwei Stunden Ruhe gegönnt, damit sie sich noch einmal wenigstens einen Kaffee hätten bereiten können. Moltke aber war es, der, um dem Feind nicht etwa noch Zeit zum Abziehen über die Elbe zu lassen, den sofortigen Angriff befahl. So entstand zwischen dem Beginn des Angriffs an der Bistritz bald nach 7 Uhr und dem Bemerken des wirksamen Eingreifens der Kronprinzlichen Armee nach 3 Uhr jene lange, lange Spannung, der die Nerven der Hauptquartiere (ausgenommen Moltke) kaum noch standzuhalten vermochten.

„Diu bist 'n netten Minsken!"

Ein köstlicher Vorfall, der auf Wahrheit beruhen soll, wird aus Salzuflen — dort soll er während der letzten Reichstagswahl passiert sein — gemeldet. Geht da ein konservativer Wahlagitator um die Mittagszeit von Haus zu Haus, um die säumigen Wähler an ihre Pflicht zu erinnern, und zum Wählen anzuhalten. Bei dieser Gelegenheit kommt er auch zu einem alten Manne, der im Kreise seiner Enkelkinder sitzt und dem Spiele derselben zusieht. Auf die Frage, ob er schon gewählt habe, kommt die Antwort: „Nei, ick hewwe keine Tid, ich mott up de Kinner passen." „Ach was," war die Gegenantwort, „wählen Sie nur, ich will so lange bei den Kleinen bleiben; hier ist ein Zettel." Darauf zieht der Alte seinen Rock an und mit den Worten: „Na, dann will ick dat man dauhn", nimmt er den Zettel und trottelt zum Rathause. Es vergehen zwei, es vergehen beinahe drei Stunden, ehe der Alte sich wieder sehen läßt, und traulich hütet der andere während dieser Zeit die Kinder. Endlich öffnet sich die Tür und der Alte erscheint wieder. Auf die Frage: „Na, haben Sie denn nun gewählt?" antwortet der Alte: „Ja, dat hewwe ick dauhn, aber Diu bist mui 'n netten Minsken, giffst mui ja 'n ganz verkehrten Zettel. Et was man en Glücke, dat ick vor dem Rathuse noch den Fritz andrap, de besoch sick minen Zettel und seggte, dat dei ganz falsch sei, hei was so fründlich un gaw mui den richtigen und den hewwen ick abgewen. Ut lauter Freude hawwe wui erst en Lüttchen drunken un da es et en beten later woren." — Der drei Stunden die Kinderschar bewachende Agitator nahm schnell seinen Hut und verließ ohne ein Wort des Abschieds, schleunigst und innerlich sich selbst die schönsten Ehrentitel zulegend, die Stube.



gibt eine vorzügliche Fleischbrühe!

5 Würfel 20 ₰ einzeln 5 ₰

35 neue rote Betten

1½ schläfig von prima Daunenköper, je Oberbett, Unterbett u. 2 Kissen mit 20 Pfd. neuen Halbdaunen gefüllt zusammen nur **M. 30, —.** Dasselb. Gebett mit Daunen-Deckbett nur **M. 35, —.** Prima herrsch. Daunenbett nur **M. 40, —.** 2 schläf. kost. jed. Gebett **M. 5, —** mehr. Verpack. frei. Viele Danksehr. Katalog versenden gratis **Bitter & Co., Betetnfabr., Jena 50, Unt. Markt**

Flechten

näss. u. trockene Schuppenflechte, skroph. Ekzema, Hautausschläge,

offene Füße

Beinschäden, Beingeschwüre, Aderbeine, böse Finger, alte Wunden sind oft sehr hartnäckig;

wer bisher vergeblich hoffte geheilt zu werden, mache noch einen Versuch mit der bestens bewährten

Rino-Salbe

frei von schädl. Bestandteilen. Dose Mark 1,15 u. 2,25. Dankschreiben gehen täglich ein. Nur echt in Originalpackung weiß-grün-rot und mit Firma Schubert & Co., Weinböhla-Dresden. Fälschungen weise man zurück. Zu haben in den Apotheken.

Käse, Holsteiner-Holländer' saftige u. schnittige Ware' kein Kunstprodukt netto **9 Pfund nur Mark 3.15, 9 Pfd. gesalz. Schweinefleischfleisch M. 2.70, 9 Pfd. geräuch. Rippenspeer M. 6.75, 9 Pfd. ger. Schweinsbacken ohne Knochen M. 6.30** liefert ab hier unter Nachnahme 8165 **Heinrich Krogmann, Nortorf i. H. 395**



gehen ist oft gleichbedeutend mit sich erkälten. Darum pflegen vorsorgliche Frauen besonders bei rauhem Wetter in der Handtasche neben Portemonnaie und Schlüssel eine Schachtel **Wybert-Tabletten** mitzunehmen, die jede Heiserkeit im Entstehen bannen. Die Schachtel kostet in allen Apotheken nur 1 Mark und die Wirkung ist unübertroffen. Niederlagen in **Hattingen** bei: **Löwen-Apotheke** a. Kirchpl. 164

Feinste Süßrahm-Tafelbutter

gibt noch ab in täglich frischer und prima Qualität per Pfund **Mk. 1.35** franko. 403
Fritz Bubke, Molkerei, **Rothenuffeln, Bez. Minden i. W.**

Kopfläuse
mit Brut, vernichtet radikal **Rademachers Goldgeist.** Patentamtlich geschützt Nr. 75198. Geruch- u. farblos. Reinigt die Kopfhaut v. Schuppen, befördert d. Haarwuchs, verhüt. Zuzug v. Parasiten. Wichtig f. Schulkinder. Tausd. v. Anerkennungen. Fl. à M 1.— u. 0.50 in den Drogerien und Apotheken.

Wer bar Geld 5—6 Proz. braucht auf Schuldschein, schreibe sof. Bis 5 J. rückzahlb. Reell, diskr., zahlreiche Dankschreiben. **J. Stusche, Berlin 418 Dennewitzstraße 32.**

Dienstmädchen.

Suche für meinen Haushalt (4 Pers.) ein prop. anständiges
Dienstmädchen
gegen guten Lohn. 766
Frau **Oskar Seringhaus,**
Barmen-Rittershausen,
Berlinerstraße 57.

Die neue Schokolade
GOLD STOLLWERCK GOLD
Deutsches Fabrikat beherrscht die Welt.
Fabriken: Köln, Berlin, Wien, Pressburg (Pozsony), London, Stamford-New-York.

Die da glaubten,
es gäbe nichts Besseres,
haben sich schnell und gern
zu der Ansicht bekehrt, daß der
„Kornfranck" tatsächlich etwas Besonderes ist. Er kann niemand enttäuschen.
7)

Ohlendorff's Peru-Guano

„Füllhornmarke" 178

ist neben Stallmist das sicherst wirkende und vorteilhafteste Düngemittel.

Ibach

Kais. u. Königl. Hof-Flügel-Pianino-Fabrikant, gegr. 1794

empfiehlt in reicher Auswahl zu bequemen Bedingungen **PIANOS** und Flügel in altbewährter Güte, IBACH-PIANOLA-PIANOS d. h. IBACH-Pianos mit eingebautem Klavierspielapparat, Pianolas mit Themodist und Metrostyle, sowie Harmoniums. — Bei Kauf, Miete, Umtausch, Reparatur oder Stimmung wende man sich an die mehr als hundertjährige Erfahrung des durch vier Generationen bestehenden Hauses IBACH.

RUD. **IBACH** SOHN, BARMEN
Neuerweg 38—42.

Kenner sagen:

Die wohlschmeckendsten und besten Suppen sind die von Knorr!

3 Teller Suppe für 10 Pfg.

Probieren heißt, sich überführen

Preisgekrönte Sache! Interessant für jedermann!

Wer Erwerb für zu Hause, Nebenbeschäftigung für freie Stunden oder schriftlichen Nebenverdienst wünscht oder kennen lernen will (auch Frauen) verlange den Erwerbsvermittler franko gegen Voreinsendung von 50 Pfg. in Briefmarken. 35
P. Ahn, Preuß. Moresnet 97.

Prospekt mit Dankschreiben über gelieferte Bücher und Anweisung, wie man sich für 2½ Pfg. pro Tag eine nahrhafte Kost bereiten kann, sende ich franko gegen 10 Pfg.-Briefmarke.

Gust. Timmer jr., Linden-Ruhr

Telephon Nr. 250, Amt Hattingen ∴ Königstr. 93.

Elektrotechnisches Geschäft



empfiehlt sich in **modernen Starkstrom-, Licht-, Kraft-, Telefon- u. Signal-Anlagen.** In **Metallfadenlampen** grosser **Preisabschlag:**

16 kerzig	Mk. 1.60
25 kerzig	Mk. 1.60
50 kerzig	Mk. 1.80
100 kerzig	Mk. 3.70

Ferner empfehle mein grosses Lager in **Elektromotoren** all. Art von ½ bis 30 P. S.

Kosten-Anschläge stehen gern zu Diensten.

Sehr günstiges billiges Angebot!

Verkaufe 3 **Häuser** in **Dahlhausen a. d. Ruhr** 2 **Häuser auf dem Marktplatz 2 Minuten vom Bahnhof** mit je 27 **geräumigen Zimmern** jedes Haus zu **Mk. 31.000.** 1 **Haus auf dem Wolfsfeld Bez. 4, Nr. 74, 20 Zimmer** zu **Mk. 21.000** bei geringer Anzahlung. **Die Häuser sind in gutem Zustande.** **Gustav Wemper,** Hattingen.

Leistungsfähige Brauerei

sucht für Hattingen und Umgegend tüchtigen 957

Vertreter

gegen hohe Provision u. Spesenvergütung.

Offerten sind zu richten unter **Z. Z. 200** an die Geschäftsstelle d. Ztg. in Hattingen.

Von einer leistungsfähiger älteren

Margarine-Fabrik

wird für den Vertrieb ihrer anerkannt hochfeinen Produkte Spezialität

Pflanzenbutter-Margarine

ein bei der in Frage kommende Kundschaft bestens eingeführter

Vertreter

gesucht. Schriftl. Offerte unt. **L. 122** an die Geschäftsstelle d. Ztg. in Linden.

Kaufleute, Beamte, Lehrer u. s. w.

Erste deutsche Versicherungsgesellschaft für Lebens-, Unfall-, Haftpflicht-, Feuer- und Einbruchsdiebstahl-Versicherungen sucht allerorts

stille Vermittler gegen hohe Vergütungen.

Gefl. Zuschriften u. **F. 520** an die Geschäftsst. d. Ztg. in Hattingen erbeten.

Miet-Pianos

in grosser Auswahl, günstige Bedingungen bei späterem Kaufe
Rud. Ibach Sohn,
Barmen, Neuerweg 40/42.

Tausende Raucher empfehlen



meinen garantiert ungeschwefelten, deshalb sehr bekömmlichen und gesunden Tabak.

1 Tabakspfeife umsonst zu 9 Pfd. meines berühmten **Försters-tabak** für M. 4.25 frk. 9 Pfd. **Pastorentabak** u. Pfeife kost. uns. M. 5.— frk. 9 Pfd. **Jagd-Kanaster** m. Pfeife M. 5.50 frk. 9 Pfd. **holländ. Kanaster** mit Pfeife M. 7.50 franko. 9 Pfd. **Frankfurter Kanaster** m. Pfeife kost. frk. M. 10.— gegen Nachnahme. Bitte anzugeben ob nebenstehende Gesundheitspfeife oder eine leichgeschnitzte Holzpfeife oder eine lange Pfeife erwünscht.

E. Köller, Bruchsal (Baden)
Fabrik. Weltruf!

Reform-Butter

Originalmarke **„JUST"** (Pflanzenbutter-Margarine) Ges. gesch. 124776

ist als Pflanzenbutter in gesundheitlicher Beziehung tierischen Fetten unbedingt vorzuziehen.

Marke **„Just"** ist im Preise äusserst notiert und kostet à **Pfd. 85 Pfg.**, bei Abnahme von 9 Pfund à **Pfd. 82 Pfg.** zuzüglich Porto, bei Abnahme von Originalkisten = 20, 30 u. 60 Pfd. à **Pfd. 80 Pfg. franko** innerhalb Deutschlands.

Grosser Post- und Bahnversand.
Preisgekrönt Goslar 1910. — Man hüte sich vor Nachahmungen.
Gustav Just, Ilsenburg a. H. Postscheck-Konto Berlin 1998.
Wiederverkäufer werden gesucht.

Bei Gicht, Rheumatismus,

Hüftweh, Lendenschmerzen, Steifheit, Gliederreißen, Geschwulst Nervenschmerzen 2c. hat selbst in hartnäckigen Fällen schnell oft schon über Nacht, wie ein Zaubermittel **Pohls Rheumatismus-Tee** (Sambuci) gewirkt. à Paket M. 1—, 3 Pakete zur Kur M. 2.50. In den Zwischenpausen reibe man mit dem schmerzstillenden, wohltuenden, tausendfach erprobten

Pohls Karmeliter-Geist ein. Garantiert unschädlich. à Flasche M. 1.—, extra stark M. 2.—. Zahlreiche Dankschreiben. Ein Versuch überzeugt von der geradezu elektrisierenden Wirkung. Nur allein echt bei **Georg Pohl** in **Berlin, Hohenstaufenstr. 69,** an der Goltzstraße. 40

Lose auch zu haben in allen durch Plakate kenntlichen Verkaufsstellen. 973

Unwiderruflich am 12. Febr. **Ziehung**
Grosse Westfälische

Lotterie

Lose à 1 Mk. 11 Lose 10.- Mark Porto u. Liste 30 Pf. extra 1316 Gew. Mk. W.

15000
8 grosse Gewinne
10000
5000
3000

2. Hauptgew. i. Hauptgew.

Lose empfiehlt und versendet Lose-General-Debit
August Rolef, Münster i. Westf.
Fernspr. 235
Telegr.-Adr.: **Geldquelle.**

Königl. Fachschule für die Eisen- und Stahl-Industrie des Siegener Landes zu Siegen.

Beginn des Schuljahres: **18. April 1912.**

A. Tagesschule.

Praktische Ausbildung in den Lehrwerkstätten: Schlosserei, Dreherei, Schmiede, Formerei, Holzdreherei, Modelltischlerei Klempnerei, Bedienung von Dampfmaschine und Dampfkessel, neben zeichnerischem und fachwissenschaftlichem Unterricht.

Aufnahmebedingung: Gute Volksschulbildung und Vollendung des 14. Lebensjahres.

Kursusdauer: 2 Jahre. Schulgeld: 60 Mark jährlich für preußische Schüler.

Stipendien für minder bemittelte und würdige Schüler

Die Reifeprüfung gilt lt. Ministerialerlaß als Gesellenprüfung für Schlosser und Schmiede.

B. Sonntags- und Abendkurse für nicht mehr fortbildungsschulpflichtige junge Leute der Metallindustrie.

C. Kursus zur Ausbildung von Vorzeichnern für Blechbearbeitung jeder Art. Jährlich 2 zehnwöchige Kurse. Schulgeld: 20 Mk.

Beginn des nächsten Kursus: Anfang April. [593

Programme und Auskunft kostenfrei durch

Die Direktion.
Lindner, Königlicher Fachschuldirektor.

Zweites Blatt zu Nr. 6.

Die bayerischen Landtagswahlen

haben nach vorläufigen Feststellungen folgendes Gesamtergebnis: 87 Zentrum (bisher 98), 7 Konservative (bisher 18), 31 Liberale (bisher 24), 30 Sozialdemokraten (bisher 21 und 8 Bauernbündler (bisher 2). Es ist also den Zentrumsgegnern nicht gelungen, beim ersten Anlauf die Majorität des Zentrums und der Konservativen zu brechen, nur eine große Bresche vermochten sie in die Rechte hineinzulegen. Streitbare Parteiführer der Rechten sind mit ihren Hochburgen gefallen, wie Prälat Schädler in Bamberg, der markanteste Zentrumsverlust, dann der Stadtpfarrer Steets in Sulzbach, einer der allerschärfsten unter seinen politischen Amtsbrüdern, die Bündlerführer Prieger und Hilpert sind auf der Strecke geblieben, und der Großblock hat die Rechte in vielen Wahlkreisen überrannt und geworfen. Seine vereinzelten Zufallsverluste wollen dagegen nicht viel bedeuten. Wenn der Großblockangriff diesmal noch nicht durchgedrungen ist, so ist daran vor allem die Wahlkreiseinteilung schuld, dann aber auch das noch geringe Alter der gegnerischen Einzelorganisationen, die vielfach für diese Wahlkämpfe erst entstanden sind. Am schlechtesten abgeschnitten haben die Konservativen, die im Bunde mit dem Zentrum gegen den Großblock die Hälfte ihrer Mandate eingebüßt haben. Das Zentrum verfügt auch jetzt noch für sich allein über die absolute Mehrheit in der Kammer. Zur Beurteilung der bayrischen Wahlverhältnisse muß man sich immer wieder vergegenwärtigen, daß die relative Mehrheit schon im ersten Wahlgang entscheidet. Wer also die meisten Stimmen hat, ist ohne weiteres gewählt.

Beim Kaiserpaar als Tischgast.

Die Ehre, zur kaiserlichen Mittagstafel geladen zu werden, wird nur einem begrenzten Kreis Auserlesener zuteil. Der Kaiser und die Kaiserin geben dem Hausmarschall, entweder aus eigener Initiative oder auf Vorschlag hin, die Namen der zu Ladenden an. In der Kanzlei werden nun die aus Velinpapier bestehenden und mit dem Allianzwappen des Kaiserpaares geschmückten Einladungskarten fertiggestellt und den Geladenen übermittelt. Eine solche Einladungskarte lautet: „Auf Allerhöchsten Befehl Ihrer Kaiserlichen und Königlichen Majestäten beehrt sich der unterzeichnete Oberhof- und Haus-Marschall (Name des Eingeladenen) zur Mittagstafel am ... den ... um ... Uhr im Königlichen Schlosse zu Berlin einzuladen. A. Eulenburg.“ Die Rückseite der Karte enthält Bemerkungen über den anzulegenden Anzug. Diejenigen, welche zum Tragen einer Uniform nicht berechtigt sind, haben im Frack mit weißer Krawatte zu erscheinen.

Sobald das Kaiserpaar den Saal betritt, hat sich alles ohne Geräusch von den Plätzen zu erheben; die Majestäten grüßen durch Kopfneigen und der Kaiser gibt durch eine Handbewegung das Zeichen zum Setzen. Vor den einzelnen Gedecken sind Gläser mit langen Stielrosen plaziert, und daneben liegt die Speisekarte. Da der Kaiser kein Freund von kleiner Schrift ist, sondern kräftige Schriftstücke liebt, so sind auch die Speisekarten demgemäß gehalten: die Schrift ist groß und deutlich, ohne jedwede Schnörkelei. Im übrigen hat der Kaiser mit der althergebrachten Sitte, die Karten in französischer Sprache abzufassen, gebrochen und bestimmt, daß die Karten nur in deutscher Sprache sein dürfen. Die Karten tragen die Ueberschrift: „Königliche Mittagstafel“, alsdann folgt die Speisenangabe. So lautete diese z. B. kürzlich: „Gärtnersuppe. — Zander in Rheinwein. — Schmorfleisch mit Gemüsen. — Kalbsschnitten mit Oliven. — Wildschweinskopf. — Junge Hühner, Früchte, Salat. — Mandarinenbombe. — Nachtisch.“

Bei den Königlichen Tafeln werden die Hauptgerichte auf Porzellantellern der Königlichen Berliner Manufaktur gereicht. Als Getränk dient bei ganz internen Familientafeln Bier und Wein, sonst nur Wein. Die Gläser bestehen aus bestem, geschliffenem Kristall, haben oben einen breiten goldenen Rand und sind mit dem in Gold eingravierten Monogramm unseres Kaiserpaares geschmückt. Das Kaiserpaar läßt seinen Gästen nur seltene und alte Weine kredenzen. Der Weinkeller des Kaisers ist selbstverständlich reich versehen. Alle Jahre werden gewaltige Stückfässer der feinsten Sorten Weine bezogen. Aber sie lagern oft Jahrzehnte lang, ehe an sie die Reihe kommt. Für den Kaiser persönlich wird ein alkoholschwacher Wein abgezogen und stets bei Hoftafeln bereit gehalten. Der Kaiser ist kein Freund von langdauernden Tafeln, selbst ein großes Galadiner, zu dem Fürstlichkeiten geladen sind, muß in einer Stunde, höchstens aber anderthalb Stunden beendet sein. Der Wechsel des Servierens richtet sich einzig und allein nach dem Kaiser. Hat der Monarch einen Gang beendet, was er durch Fortlegen seines Bestecks dokumentiert, dann eilen auf ein Zeichen die im Hintergrunde postierten Lakaien herbei, um die Tafel abzuräumen und für den neuen Gang herzurichten.

Will der Monarch einer von ihm entfernt sitzenden Persönlichkeit zutrinken, dann erhält diese durch einen Kammerherrn eine Verständigung, damit der Anruf des Kaisers auch bemerkt wird. Bei den kleineren Diners dagegen wünscht der Kaiser, daß die geladenen Gäste die Unterhaltung anregen. Nach Beendigung der Tafel erhebt sich der Kaiser, und nach ihm die ganze Tischgesellschaft. Die Herren gehen in die Rauchzimmer, die Damen in die Salons. Auf einen Wink des Monarchen öffnen sich bereits die Flügeltüren, der kaiserliche Gastgeber zieht sich zurück — die kaiserliche Hoftafel ist beendet.

Das Wetter im Kriege.

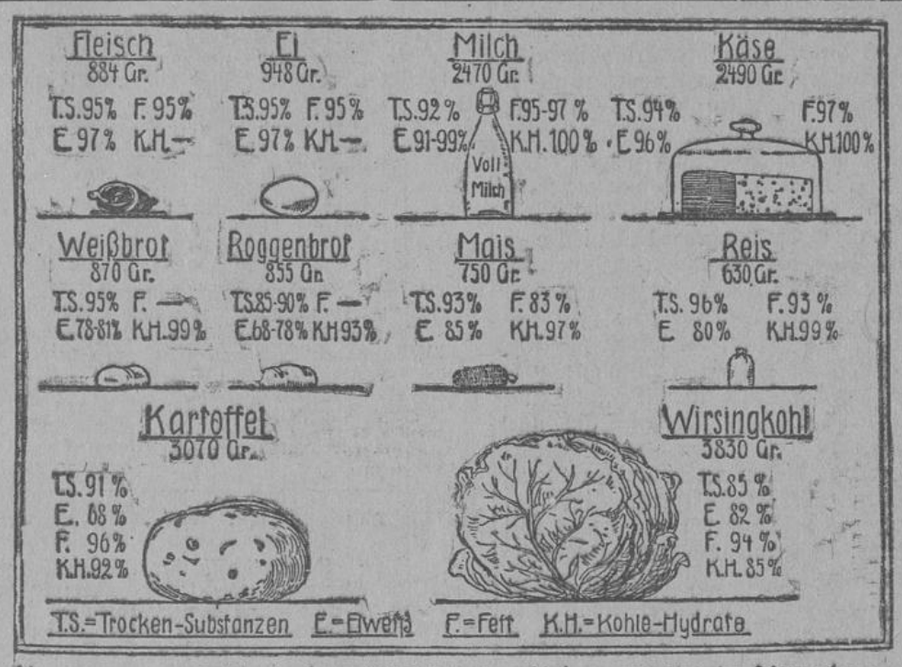
In diesem Jahre sind es hundert Jahre her, daß Napolions Heer in Rußland durch die Kälte beinahe völlig aufgerieben wurde. Den Völkern kam also das Wetter als ein sehr willkommener Bundesgenosse im Kampf gegen den Imperator zu Hilfe. Auch in dem Feldzuge von 1813 hatte Napoleon sehr stark unter der schlechten Witterung zu leiden, und er hat später des öfteren ausgesprochen, daß er wohl hauptsächlich durch das ihn melancholisch stimmende schlechte Wetter niedergerungen wurde. Wenn dieser Ausspruch auch nicht ganz zutrifft, so ist doch sicher etwas Wahres dran. Denn nicht nur bei Napoleon, sondern in andern großen Kriegen war das Wetter des öftern von ausschlaggebender Bedeutung. Die Rettung Griechenlands mit all ihren unberechenbaren Folgen muß zum Teil dem Wetter zugeschrieben werden. Der erste Versuch der Perser, dieses Land zu erobern, schlug fehl, weil ein Sturm ihre Flotte unbrauchbar machte, indem er 300 Schiffe und 20 000 Mann vernichtete. Der Kampf in der neueren Zeit, der dem zwischen Griechen und Persern am meisten ähnelt, ist jener Krieg zwischen England und Spanien, welcher 1588 zum Ausbruch kam, als die spanische Armada von den Stürmen der Nordsee zerstört wurde. Ein widriger Wind hinderte den spanischen Admiral, seinen Lauf in einer Richtung zu nehmen, die für die Erhaltung seiner Flotte günstig gewesen wäre. Er wurde gezwungen, nordwärts zu halten, so daß er geradenwegs in den Rachen der Vernichtung fuhr. „Mehr oder minder“, sagt ein geistreicher amerikanischer Kriegsphilosoph, „sind auch die größten Feldherren allen himmlischen Einflüssen unterworfen“. Von dem Zustand der Atmosphäre hängt häufig genug die Fähigkeit der Leute zum Fechten ab, die kriegerischen Hoffnungen steigen und fallen mit dem Fallen und Steigen des Quecksilbers im Barometer. Merkur dommert Mars.“

Wegen Begünstigung eines fünffachen Mordes vor Gericht.

(Nachdruck verboten.)

fh. Gießen, 7. Febr.

Im August v. Js. erregte die grausige Tat des 27 Jahre alten Landwirts Wilhelm Gunterloch aus Rendel im Kreise Friedberg, der seinen Schwiegervater, seine Schwiegermutter, seine Ehefrau, seinen Schwager und dessen Gemahlin mit einem Jagdgewehr erschossen und dann sich selbst den Tod gegeben hatte, großes Aufsehen. Diese blutige Tat hatte vor der Gießener Strafkammer ein Nachspiel. Der Weißbindermeister Heinrich Müller aus Niederdorfelden wurde beschuldigt, Gunterloch bei Begehung des fünffachen Mordes begünstigt und von der Tat vorher gewußt zu haben. Müller hatte seinerzeit gemeinsam mit Gunterloch in Schaffenburg die Waffe gekauft, mit welcher der Mord ausgeführt wurde; er hatte sogar mit einem von Gunterloch ihm übergebenen Tausendmarkschein selbst bezahlt. In den Tagen unmittelbar vor der Tat unternahmen Müller und Gunterloch mit zweifelhaften Frauenzimmern lustige Autofahrten, wobei in einer Wirtschaft in Hanau Müller zu Gunterloch gesagt haben solle, ihm könne doch nichts passieren. Das Gericht mußte schließlich Müller wegen nicht hinreichender Beweise freisprechen.



Verdauungs-statistik der hauptsächlichsten Nahrungsmittel des Menschen.

Unsere Statistik zeigt, welche Menge hauptsächlichster Nahrungsmittel der Mensch gebraucht und wieviel Nährwerte er von diesen verdaut.

De Suherlänners un de olle Fritz.*)

(Zum 200 jährigen Geburtstage Friedrichs des Großen am 24. Januar.)

De olle Fritz leid grote Not,
De halwe Mannschap, de lag dod,
Und wat der[1]) bleew, was klein an Tal
Und Fiende stönnen überall,
Wohl hundert Mann op einen Mann!
Wärn't tienne g'west, dann gong et an,
Mer'n Schelm, der mehr deut, als he kann.

Wat ut dem Riek kam, waß men Spaß;
Hä tallt et nit, wu viel et was,
Franzosen kämen grote Hoopen;
Mer, wüßt he wohl, dä können loopen.
Ut Rußland kämen de Kosakken,
Dä wüßten dügend[2]) intopacken.

Ut Oestrik de Panduren kämen
Und alles, wat se sahgen, nähmen.
Se stahlend futt[3]) mit Piärrekahren
T'was Volk als Türken und Tartaren,
Volk was et alle als de Baren[4]):
Und ein für ein mer Kinderspiel
Mer alltohoowe was't to viel.

Dat hewt se g'hört im Suherland,
De Damp was ter Tied nit bekannt,
Et gong noch nit met Iserbahn
Und kam doch an den rechten Mann!

Bi'm Plauge kam et an den Buer,
Dat was en Schelm zwor van Natur,
Mer'n guden Prüßen was de Buer!

De Buer spannte fortens aw,
So dorh hei horde, wat es gaw,
Dad keinen Schlag mehr und im Draww,
In'n Siepen hei nah'm Hammer raw,
Nah'm Nawer Schmied de Botschap draug
Und wat de op dat Isern schlaug!
„Wat!“, saggt hei, „nit Suldaten g'naug?

Wi und jedweder Landeskind
Geborene Suldaten sind;
Den bunten Rock, geh't Not an Mann,
Treckt unse Wiewer selwer an!“ —

Et gong, als met'm Kluten Schnee —
Erst was et een'n, dann wären't twee,
Und als de Sunne widder scheen
Das was en' ganzen Tropp bineen.
Der Twedde gaw der Frau de Hand:
„Adjüs! et geht für't Vaderland!“
De Drudde sag': „Nu hühl mi nit!
De leiwe Herrgott bi di blitt!“
„Adjüs, adjüs, ih leiwe Lüh,
Erst kömmt de Künnig, dann kommt wi!“

Sei hädden alle guden Maut
Und wären alle gud to Faut;
Sei ständen hoge up de Been'
Und hädden Füste hart als Steen;
De Schullern hadden grote Macht,
De Rüggen stiewig als en Pahl,
Dat Herte trüg und fast als Stahl;
De Backen als dat Blaut so rot
Und ock so brun als Korsten-Brod.[5])
Und bolle hadd eck dat vergetten:
Sei nähmen gud wat met to etten.

De Knappsack, gedraget in'nem Wickel,
Was schwor van Wurst und Pumpernickel,
Sei däden mehr an Wurst und Schenken
Als an de gräune Pelle denken.

De Knappsack witt, — de Kiehels bloh, —
Stuhr für sick hen, — Nümmes to noh, —
Nit rechts und ock nit links gekiecken, —
Und vör den Düwel nit gewiecken, —
En Word en Mann — kort angebunnen, —
Und Dag für Dag, wohl fieftien Stunnen,

De Märsche lang und fort de Rauh: —
So leipen sei dem Künnig tau,
Und schläugen sick dür't ganze Land,
Den Eickenbäster in der Hand,
Met Gott für Künnig und Vaderland!
Und wann se hädd'n de Piärre g'thümet,
Et hädde better nit gerühmet.
Für lange Beene es bekannt
Dat puckelige Suherland.

Geborne Suherlänner Kind
Long als de Beuken twisselt[6]) sind.

Den Weg tüschen de Beene 'nommen,
Sind schwank sei hen no'm Künnig g'kommen
Und nähmen sick nit lange Rat
Und göngen geradetau opt Schloat
Und sägten, wat sei wöllen swik!
„Wi mäut partou no'm ollen Fritz.“

Da lachede de olle Hähr
Und däd, als wann hei böse wär:
Wat wellt ih? und wo kommt ih her?
Wer häd ink raupen in't Gewehr?
Und weder häd ink kummedeert?
Und es ock nümmes dissenteert? —

„Wat, dissenteert!? Wi kommt friewillig,
Und dat wi kommt, dat sind wi schüllig!
Wu konnen wi to Huse bliewen?
De Moder selwer däd uns driewen,
Wi soll'n uh helpen schlahn und stüwen!
Geringe Suherlänner Lüh,
Buern und Schmiehe, dat sind wi,
Mer derschen wellt wi se als Korn
Und drop als op kalt Isern schloahn!“

„Ha!“ sagt hei, „giewt et solke Twerge
Als ih noch mehr op inke Berge?“
„Ja Hähr! ja, als de Hamerassen
So daut bi uns Suldaten wassen.“ —

Wat dat dem ollen Fritz gefoll,
Dat ehm dat Hert im Liewe schwoll:
„Werd' solke Lüh im Land g'boren,
Es Prüßen nümmermehr verloren!“

„Sei möget kommen alltohoopen, —
Me Gott! sei söllt wohl wie'er loopen!
Wie wellt sei op de Köppe klappen,
Dat sei verleiset Schauh und Lappen,
Und met der braven Grawschop Mark
Sind wi dem ganzen Kram to stark.“

*) Aus dem zum Besten des Hagener städtischen Krankenhauses im Verlage von Gustav Butz herausgegebenen Buche „Plattdeutsche Gedichte von Adolf Müller“. 3. Auflage. Preis gebunden 2 Mark.

[1]) der—davon. [2]) dügend—tüchtig. [3]) —fort. [4]) Baren—Baaren. [5]) Korsten—Krusten. [6]) lang getwisselt als die Belker — mit langen Zweigen wie die Buchen versehen, die mit langen Beinen und Armen.

Bauernregeln vom Februar.

Ein nasser Februar bringt uns ein fruchtbar Jahr. Wenn der Februar warm sich hält — bringt uns der Frühling große Kält'! Im Februar starken Tau, bringt Nachtfrost im Mai auf Flur und Au. Wenn im Februar die Mücken schwärmen, muß man im März die Ohren wärmen. Wenn's der Hornung gnädig macht, bringt der Mai den Frost bei Nacht. Hornung hell und klar, bringt ein gutes Flachsjahr. Frier'ts im Februar nicht ein — — wird's ein schlechtes Kornjahr sein. Wenn im Februar spielen die Mücken — so gibt's im Schafstall große Lücken. Nordwind im Februar — verspricht ein fruchtbar Jahr. Wenn im Hornung die Mücken spielen — so wird der März den Winter fühlen. Viel Nebel im Februar — viel Regen das ganze Jahr. Singt die Lerche jetzt schon hell, geht's dem Landmann an das Fell. Klar Februar — klar Roggenjahr. Wenn im Februar Mücken geigen, müssen sie im Märzen schweigen. Wenn der Hornung warm uns macht, frier'ts im Mai noch gern bei Nacht. Liegt im Hornung die Katz' im Freien, so muß sie im Märzen wieder herein. Schmilzt im Februar die Sonne die Butter, so gibt's im Jahre dann spätes Futter. Die weiße Gans (Schnee) im Februar brütet Segen fürs ganze Jahr.

Krokodilfang auf Borneo.

Es ist in Borneo kein ungewöhnlicher Anblick, daß ein großes Krokodil sich behaglich auf der Sumpfbank eines Flusses sonnt und die Eingeborenen ganz in seiner Nähe vorbeikommen, ohne daß sie von dem gefährlichen Tier besondere Notiz nehmen. Wer aber glauben würde, daß Krokodile und Dajaken in Borneo auf freundschaftlichem Fuße miteinander leben, der würde sich irren, denn gar öfters kann man hören und sehen, daß plötzlich ein Eingeborener in dem gefräßigen Rachen des Untieres verschwindet. Besonderes Aufsehen ruft ein solcher Vorgang jedoch nicht hervor, wie ein genauer Kenner der Insel Borneo, der Reverend Edwin H. Gomes, in einem interessanten Artikel erzählt. Man glaubt, daß die Götter die Krokodile zu Vollstreckern ihrer überirdischen Gerechtigkeit ausersehen haben und daß ein Mensch etwas Böses getan hat, wenn er auf diese Weise den Tod erleidet. Aber ruhig nimmt der Dajak die Untaten der Krokodile nicht hin, sondern er rächt sich an den Tieren, mit denen er gleichsam einen Waffenstillstand geschlossen hatte. Hat ein Krokodil einen Mord begangen, so wird unnachsichtlich unter den Krokodilen nach dem Uebeltäter gesucht. Da die Dajaken messingnen Schmuck tragen, an dem man den Einzelnen erkennen kann, so werden alle Krokodile, die man tötet, aufgeschnitten und der Rachedurst ist nicht eher gestillt, als bis ihm im Leibe des Tieres die Messingstücke gefunden sind, die dem verschlungenen Dajak gehörten. Ist dies gelungen, dann beginnt wieder eine Zeit des Friedens zwischen Mensch und Reptil, bis wieder ein Untier den Waffenstillstand bricht und einen Menschen verzehrt. Diese Unterbrechung der Krokodilidylle erfolgt nun ziemlich häufig. Und bei dem Kampf zwischen Dajak und Tier hat, wie ja so häufig, ein Dritter den Vorteil; der Krokodilfänger, der aus diesem merkwürdigen Beruf einen Broterwerb macht. Die Krokodilfänger sind gewöhnlich Malaien, und nur selten bricht ein Dajak den stillschweigenden Vertrag, den er mit dem Tier geschlossen, und sucht es zu fangen, ohne daß es ihm triftigen Anlaß zur Rache gegeben hat. Lieber veranlassen die Eingeborenen die Krokodilfänger, die Mörder ihrer Gefährten zu vernichten und zahlen dafür Belohnungen, denn sie fürchten, daß die Krokodile sich an ihnen wieder rächen könnten. Zum Fange der Krokodile bedient man sich in Borneo zumeist eines Köders und einer hölzernen Stange, deren beide Enden spitz zulaufen. Derjenige Köder, dem die Tiere am wenigsten widerstehen können, ist ein toter Affe. Doch oft muß man sich auch mit einem Hund oder einer Schlange begnügen. Der Köder wird an der Stange möglichst fest angemacht und dann das andere Ende der Stange an einem langen aus Schilfpalmen gedrehten Strick befestigt. Je stärker und betäubender der Verwesungsgeruch des Köders ist, desto mehr Aussicht ist vorhanden, daß das Krokodil anbeißt, denn es liebt beim Fleisch den allerhöchsten Wildgeruch, und wenn es eine frische Mahlzeit hat, verbirgt es diese so lange an einem sichern Ort, bis sie in Verwesung übergegangen ist. Der Köder wird nun an einem Baumzweig über dem Teil des Flusses aufgehängt, wo die meisten Tiere leben. Er hängt etwa fünf Fuß über dem Wasserspiegel und das lange Seil wird locker gelassen und mit seinem Ende in den Boden eingegraben. Mehrere Köder sind zugleich aufgestellt und der Krokodilfänger lauert nun auf den Erfolg. Von dem Gestank des Fleisches angezogen, hebt sich ein Tier aus dem Wasser und schnappt nach dem hängenden Bündel, wobei das lose Seil keinen Widerstand leistet, bis der Köder verschlungen ist; nun kommt aber das Tier an die spitze Stange und seinem Ziehen gibt das Seil nach; das Holz rutscht rasch herunter und die scharfen Spitzen spießen sich schmerzhaft in das Innere des Tieres. Alsbald schwimmt das Krokodil fort, das vierzig bis fünfzig Fuß lange Seil hinter sich herschleppend. Das Seil können die furchtbaren Zähne des Tieres nicht zerbeißen, weil die Fasern, aus denen es besteht, zwischen seine spitzen Zähne kommen und das Seil festhält, auch wenn die einzelnen Fasern auseinandergeraten. Ist ein Köder verschwunden, so sucht der Fänger den Fluß ab und findet dann das Seil gewöhnlich in nicht zu großer Entfernung von der Stelle, wo der Köder ausgelegt wurde, auf der Oberfläche eines tiefen Sumpfes schwimmend. Ein fester Ruck daran genügt, das Krokodil an die Oberfläche zu bringen, und nun wird es ans Land gezogen. Freilich verursachen die beiden Stangenspitzen bei jedem Ruck dem Tiere empfindliche Schmerzen. Ist das Tier auf festem Boden, dann wird es von den Eingeborenen mit den größten Schmeicheleien empfangen, mit ehrenden Beinamen wie „Du Rajah unter den Tieren" begrüßt; der Fänger aber hat nun die schwierige Aufgabe, ihm die Kinnladen und die Beine festzubinden. Bei diesem Beginnen muß er sich besonders vor dem gefährlichen Schwanz des Tieres in acht nehmen, der ihn mit einem einzigen Schlage niederstrecken kann. Es grenzt ans Wunderbare, wie die Krokodilfänger ihre Aufgabe vollbringen und schließlich das gefesselte Tier auf eine Holzbohle schieben, um es so bei der nächsten Regierungsstation abzuliefern. Die Eingeborenen aber haben nun alle Hochachtung vor ihrem plump und unbeweglich daliegenden gefesselten Feinde verloren; sie verspotten und höhnen ihn. Wollen sie an ihm Privatrache nehmen und haben sie den Preis gezahlt, den der Fänger verlangt, dann zerschneiden sie das wehrlos gepeinigte Tier in Stücke und hängen seinen Kopf über dem Feuerplatze auf, wo als düstere Trophäen die Menschenschädel grinsen, die diese Kopfjäger im Kriege erobert haben.

Der neue Reichstag.*)

Der „König" rief, der „Herold" stieß
In's „Blankenhorn", und wie er blies,
Da sah man „strack" manch „Ritter" kühn
Heran durch „Heyn" und „Gothein" zieh'n.

Es waren „Traeger" stolzer Namen,
Von altem „Stamm", die heute kamen,
Der „Preuß", der „Siebenbürger" schlank,
Der „Normann", „Sachse" und der „Frank".

Vom „Kuckhoff" kam der „Kerschensteiner",
Der trug den „Nacken" „hoch" wie keiner,
Wer den „blos" „scheele" angeseh.n,
Um dessen „Kopp" war es geschehn.

Auch „Wendel", „Vogt" und „Löwenstein"
Zog mit dem „Scheidemann" herein,
Ein „frommer" „Jäger" vor dem Herrn,
Traf „Bock" und „Haas" aus weiter Fern.

„Gans edler Herr zu Putlitz" auch,
Mit seinem „Liebknecht", wie es Brauch.
„Sir", „Albrecht" kam von „Winterfeld",
Wie „Kleye" hatte der das Geld.

Von „Arnstadt", „Wendorff" kamen an,
Der „Ortmann", „Heckmann", „Bassermann",
„Erzberger" auch vom „Feuerstein",
Und „Koßmann", „Thumann" hintendrein.

Der „Vogther" von dem „Wellstein" auch,
Trotz „Wetterle", trotz „Rebbel", „Rauch",
Ein „Reißhaus", der schon manchen „Spahn",
Mit „Warmuth" und mit „List" gewann.

Die „Schulenburg" Herrn „Dietrich" sandt',
Das „Ahlhorn" blies der gar gewandt,
Im Wappen führt er „Schlee" und „Raute",
An seinem Arm der „Schatz", der traute.

Mit „Bernstein" war ihr „Haupt geschmückt.
In „Sittart" trug sie's leicht gebückt,
Gar groß war ihrer Tugend „Preitz",
Von „Schwabach" machte sie die Reis'.

Der „Gerstenberger" tummelt fein
Den „Kapphengst" von dem „Biberstein",
„Weinhausen" schickt den „Schädler" her,
„Taubadel" war das nicht, auf Ehr'.

Die „Schulz" und „Müller" rückten an,
Die „Schmitt" und „Meyer", Mann für Mann,
„Faßbender", „Böttcher", „Schirmer", „Binder",
Vom „Wittum", alle im Zylinder.

Mit „Zubeil" kam der „Zimmermann",
Der „Baumann" mit dem „Hebel" an,
„Stadthagen" sandt den „Förster" her,
Mit „Bolz" und „Bogen", alt und schwer.

Von „Oppersdorff" der „Schedelbauer",
Dem war zum „Sieg" kein „Kampf" zu sauer,
Der „David" und der „Davidsohn",
Von „Pinkau" kam der kleine „Cohn".

Als da der „Jäckel" „hepp" geschrien,
„Will" „Pauly" ihn am Ohre zieh'n,
Noch „gröber "„bollert" „Birkenmeyer",
Die „kratzig" „Göhre" hol' der „Geyer"!

Bei „Heyl zu Herrnsheim" ruh'n sie aus,
Ein „rother" „Giebel" ziert das „Haus",
Im „Wamhoff", wo manch' „Kerschbaum" stand,
Ein jeder „Reck" sein Plätzchen fand.

Es bracht der „Koch" alsbald herbei
Im „Colshorn" einen leckern „Brey",
Vom „Wels" und „Salm" gar große Stücke,
Gebrat'ner „Haase" ohne „Lücke".

Der „Hähnle" und der „Hasenzahl"
War ohne „Grenz" bei diesem Mahl,
Dazu manch' „Stücklen" feiner „Klose",
Und „Pfannkuch", süß und luftig-lose.

Und weiter gab es „Speck" und „Kohl",
Nicht „sperlich" war das Essen wohl.
Als „zehnter" Gang kam „Quark" gar fein,
Den schickt der „Pfleger" von dem Main.

Nun gab es einen „Heydebrand",
Doch echtem „Kölsch" hielt der nicht stand.
Ein guter „Löscher" für die Esser,
Zwar manchem dünkte „Mumm" noch besser.

Aus „Roeren" floß der „Fehrenbach",
Der löscht die „Hitze" nach und nach;
„Hofrichter" schöpfte „Horn" auf „Horn"
Mit Inbrunst aus dem „Wallenborn".

Die schönsten „Thöne" voller Eifer,
Die spenden „Pieper" jetzt und „Pfeiffer",
Nach „Liszt" und „Schumann" immer wieder,
Und auch aus „Heine": Buch der Lieder.

Da ruhen „Fuchs" und „Kreth" und „Wurm"
Und im „Bärwinkel" schweigt der Sturm,
Der „Hüttmann" leget weg den „Keil",
Und seinen „Stychel" voller Eil'.

Der „Häusler" träumt in süßer Ruh',
Die „schwarze" Nacht deckt alles zu.
Du „Leser", „zuern" dem Schreiber nicht,
Und spende „Ablaß" für's Gedicht.

*) Die in Anführungszeichen gesetzten Worte sind Namen der neugewählten Reichstagsabgeordneten.

C. Des Pastors Heiratsklub.

Die Jugend von Kansas City scheint an gefährlicher Ehescheu zu leiden, denn der Reverend Dalten, der würdige Pastor der Volkskirche, hat sich veranlaßt gesehen, eine „Eheschule" zu gründen, deren Zweck es ist, in der Gemeinde das Heiraten zu fördern und populär zu machen. Vor einigen Tagen berief er die jungen Herren und Damen zu einer Kirchenversammlung und erklärte, daß seiner Meinung nach jeder Junggeselle von 24 Jahren, der 300 M. im Monat verdient, heiraten müsse, ebenso wie jedes Mädchen von mehr als 18 Jahren. Und er, der Reverend Dalten, wolle dafür sorgen, daß dies auch geschehe. Und so begründete er denn zu diesem Zwecke einen Heiratsklub und setzte 50 Paare auf die Liste. Den Mitgliedern des Klubs hält der wackere Seelenhirte jetzt wöchentlich Vorlesungen über „Brauterwerbung", „Liebe", „Einkauf von Möbel", über „Kochen", über „Sparen" und über „Kindererziehung", wobei jeder Vortrag mit einer eindringlichen Beweisführung schließt, daß man nie schnell genug in den Hafen der Ehe einlaufen könne. Und je eher die 50 Paare des Heiratsklubs von Kansas City den Mut zu diesem Entschluß aufbringen, je besser sei es für sie, ja bei der Eheschließung gilt nach der Ueberzeugung des Pastors als erste Regel der alte Rat: „Was Du heute kannst besorgen, das verschiebe nicht auf morgen."

Wie Helden sterben.

Die Bibliothek des Abgeordnetenhauses (Kongreß) zu Washington hat vom Mikado von Japan ein merkwürdiges Geschenk erhalten: die Photographie eines Briefes. Und die amerikanischen Gesetzgeber haben den Brief öffentlich ausgestellt — in einem Glaskasten in besagter Bibliothek, — um ihren Landsleuten zu zeigen, wie Helden sterben.

Vor einiger Zeit sank in der Hiroshima-Bucht das japanische Unterseeboot Nr. 8. Kommandant war Leutnant Tsuma Sakuma. Es dauerte lange, bis die genaue Stelle gefunden wurde, an der das Boot gesunken war. Als man es dann endlich wieder an die Oberfläche gebracht hatte, fand man den Körper des Kommandanten in dem kleinen Turm, der für die Taucherboote so charakteristisch ist. Wohlverwahrt in der Tasche Sakumas aber war ein Brief; der Brief, dessen Photographie jetzt in Washington ausgestellt ist. Er lautete:

„Ich finde kein Wort der Entschuldigung dafür, daß ich Seiner Majestät Unterseeboot Nr. 8 zum Sinken gebracht habe. Meine Untergebenen sind durch meine eigene Schuld getötet. Aber ich darf mit Stolz sagen, daß die ganze Mannschaft, vom ersten bis zum letzten Matrosen, ihre Pflicht erfüllt hat, wie es dem Soldaten ziemt; kaltblütig bis zur letzten Sekunde ihre Lebens.

Wir opfern unser Leben für das Vaterland. Ich befürchte nur, daß dieser Unfall die zukünftige Entwicklung der Unterseeboote beeinträchtigen könnte. Deshalb möchte ich der Hoffnung Ausdruck geben, daß Sie sich durch nichts irre machen lassen, sondern das Unterseeboot studieren, bis es zur vollkommenen, unbedingt zuverlässigen Maschine geworden ist. Dann können wir ruhig sterben.

Im Tauchen sank das Boot tiefer, als wir beabsichtigt hatten. Und als wir versuchten, die Schleuse zu schließen, brach die Kette. Wir versuchten, das einstürzende Wasser mit unsern Händen aufzuhalten — doch zu spät. Das Wasser drang von hinten herein, und wir sanken unter einem Winkel von 25 Grad.

Als wir den Boden berührten, betrug der Winkel 13 Grad. Die Flut setzte den Dynamo unter Wasser. Das elektrische Licht versagte. Die elektrischen Drähte wurden verbrannt. In wenigen Minuten entwickelten sich schlechte Gase. Das Atmen wurde beschwerlich.

Es war 10 Uhr, am 15. d. Mts., als das Boot sank. Von giftigen Gasen umgeben, versuchte die Mannschaft sofort das Wasser aus dem Hauptbehälter hinauszupumpen. Da wir keine Beleuchtung hatten, konnten wir den Erfolg nicht feststellen. Doch habe ich den Eindruck, daß alles Wasser fort ist.

Der elektrische Strom ist jetzt nutzlos; die Handpumpe unsere einzige Hoffnung. Das Boot liegt in völliger Finsternis. Ich schreibe diese Zeilen bei dem Lichte, das jetzt, um 11,45 Uhr vormittags, durch den Turm eindringt.

Jetzt ist die Mannschaft durchnäßt bis auf die Haut; es ist sehr kalt. Es ist meine Ansicht, die Bemannung von Unterseebooten muß aus kaltblütigen nervenlosen, zuverlässigen Männern bestehen; sie müssen tapfer und tollkühn sein. Ich werde unter den Umständen vielleicht verlacht werden; deshalb ist das, was ich sage, dennoch richtig.

Wir haben aus vollen Kräften an den Pumpen gearbeitet, das Boot befindet sich aber immer noch in derselben Lage. Es ist jetzt 12 Uhr. Die Tiefe des Wassers beträgt 10 Faden.

Die Mannschaft eines Unterseebootes sollte aus den tapfersten, kaltblütigsten Menschen zusammengesetzt sein, sonst werden sie in kritischen Momenten — in solchen, wie der jetzige — sicherlich versagen. Meine tapferen Leute leisten das Menschenmögliche.

Ich habe den Tod immer während meiner Abwesenheit von Hause erwartet. Folglich befindet sich mein Testament in meinem Schiffsschrank. Aber das sind Privatangelegenheiten. Ich hoffe, Herr Taguchi wird das Dokument meinem Vater übersenden.

Ein Wort an Seine Majestät den Kaiser. Es ist meine ernsteste Hoffnung, daß Eure Majestät die armen Familien meiner Mannschaft versorgen werden. Dieses ist mein einziger Wunsch, und ich flehe darum, ihn zu erfüllen.

Die besten Grüße sende ich den folgenden: Admiral Saito, Marineminister; Vize-Admiral Shimamura und Fujii, Kontre-Admirale Nawa, Yamashita und Narita — der Luftdruck ist so stark, daß mein Trommelfell bald platzen wird, Kapitän Oguri und Ide, Kommandeur Matsumura, Kapitän Matsumura, Kapitän-Leutnant Matsumura, Kapitän Funakoshi, Mr. Narita und Ikuta — es ist jetzt 12 Uhr mittag. Mein Atem ist sehr schwierig und schmerzhaft. Ich glaubte, ich könne Benzin aus meinem Munde blasen, aber ich bin trunken davon — Kapitän Hakano. Es ist jetzt 12,40 Uhr nachmittag — —

So sterben Helden.

Feyn undt gelb wolriechendt sandelholz, 2 quentleyn — Aloëholtz undt Paradyß 1½ quentleyn — der edlen purpurfarb Rosenblättleyn gedörret — nimb der kleynen gedorrten Basilienblätter undt saamen, Lavendelynblumen, Majoran, Roßmaryn, von das Krawsenbalsams oder Minzens, jedwed 1 quentleyn. Dazzu auserlesen Zimmtrinden, muscatnuß undt Plüet, (Blüte) eben 1 quentleyn.

Diese Stükk stoß kleyn zusammen, undt tu dazzu diese wolriechendte gummi, als:

Laudanum, 2 loth — Benzoë oder asse dulcis, 1 loth — storacis Calamite ½ loth — nimb gutt undt reychlich Rosenwasser undt feyn Lavendelwasser, erweych die gummi, in warmem Mörser, undt vermisch die obigen stükk, bis eyn klotz daravs werde; weyter magstu den Ambra oder Bisam zertreyben, so vill du willst, undt wenn Du feyn säwbarlich gemachet, hastu ein köstlichen Bisamknopf."

Die Rezepte zu den „Sommer-Bisamknöpfen" zeichnen sich durch eine größere Beigabe von frischen und getrockneten Blütenblättern verschiedener stark duftenden Blumen (allen voran das Veilchen) vor den „Winterbisamknöpfen" aus.

Karl der Große, sonst ein Feind jeglicher Verweichlichung, ließ dennoch jeden Raum seines großen Palastes mit einem anderen Parfüm durchtränken. Nach diesem benannte der Kaiser die Räume, und seine Befehle galten demnach: „Im „Ambra" werde ich meinen Nachtrunk nehmen" — oder: „Man soll die Gesandten ins „Bisam" führen" — oder auch: „Man bereite mir im „Zibet" mein Lager!"

Unter dem Ambra der Alten wurde vielfach etwas anderes verstanden, als was wir jetzt damit meinen, denn es soll eine Benennung für das Harz der balsamreichen Liquidambra-Arten wahrscheinlich vorstellen.

Am meisten geschätzt wurde damals der „Moschus".

Unter Moschus versteht man die Absonderung, welche die Bisamziege, ein zierliches Tier von der Größe des Rehes, in einem besonderen Beutel erzeugt.

Als bester Moschus gilt der aus Tibet; ihm kommt der aus Bengalien gleich. Der Moschus ist der älteste Wohlgeruch (für viele aber oft das Gegenteil), von dem die Verwendung bekannt ist. Schwer oder unmöglich erscheint es, die Zeit anzugeben, wo die Chinesen zuerst diesen Stoff in Gebrauch genommen haben. Vom „himmlischen" Reiche aus soll Arabien die Freude an dem „Moschus" übernommen haben, von wo dieses „Parfüm" sich in Europa eingebürgert hat.

Indes ist der Moschus heute bei der Damenwelt in Ungnade gefallen, und jene „Parfüms der Mode", die beruhigend und erfrischend wirken sollen, wechseln wie Sonnenschein und Regen. Wer vermag zu bestimmen, warum heute „Maiglöckchenduft" überall gewünscht wird, morgen „Russischer Flieder" sensible Gemüter erregt, oder „Weiße Rose" hervortritt, während „Ylang-Ylang" vom Schauplatze verschwand und „Schneeglöckchen" fast nicht mehr gesucht wird? Sie alle werden von der Mode lanciert, nachdem sie oft ihrem Erfinder Schätze eingetragen, und von ihr ins Kühle gestellt, sobald sich ein anderes enfant chérie in den Vordergrund schiebt.

Manche Wohlgerüche freilich haben allen Stürmen siegreich getrotzt. Vor allem das „Eau de Cologne".

Das „Kölner Wasser" wurde am Anfang des vorigen Jahrhunderts erfunden; namentlich durch den Siebenjährigen Krieg wurde sein Ruf in der Welt verbreitet, denn die Franzosen sind eifrige Verehrer dieses Odeurs, der eine Zusammenstellung von dreizehn aromatischen Bestandteilen aufweisen soll und zu unendlich vielen Verfälschungen Anlaß gibt.

(Schluß folgt.)

Aus unserm Kochbuch.

Von Laura Vincent.

Eiergerichte.

Eier-Pastete. In eine feuerfeste Schüssel, die man gut mit Butter bestrichen und mit Brotkrumen ausgestreut hat, gibt man eine Lage in Scheiben geschnittener Tomaten, darauf eine Lage durch die Presse gedrückter Kartoffeln. Darüber schlägt man 4—5 Eier, je nach der Größe der Schüssel und streut kleingehackte Pfeffergurken und Kapern darüber, sowie etwas Salz und Pfeffer. Nun kommen wieder Brotkrumen, Tomaten, Kartoffeln usw. Man fährt auf diese Weise fort, bis alles verbraucht ist, zuletzt kommen Brotkrumen und Butterflöckchen. Manche lieben auch eine Würze von geriebenem Parmesankäse. Man bäckt die Speise 20—25 Minuten im heißen Ofen und serviert sie in der Schüssel.

*

Portugiesische Eier. Eine in Scheiben geschnittene Zwiebel brät man in etwas Butter goldbraun, dann kommen 6 zerschnittene, von Kernen und Flüssigkeit befreite Tomaten, sowie Salz und Pfeffer dazu, und das Ganze wird langsam recht weich gedünstet und dann durch ein Sieb gestrichen und bei Seite gestellt. Jetzt buttert man eine feuerfeste Schüssel, streicht das Tomatenpüree hinein und macht, je nach der Anzahl der Personen, 6—8 Höhlungen, in die man den Inhalt je eines rohen Eies hineingleiten läßt, worauf man das Gericht in den Ofen schiebt und so lange darin läßt, bis die Eier fest geworden sind. Da die Speise auch mit gekauftem Tomatenpüree hergestellt werden kann, so ist sie sehr praktisch zum Einschieben bei unerwartetem Besuch.

*

Humor.

Sie mußte es glauben. „Liebe Anna," sagte ein eitler, alter Mann zu seiner Frau, „meine Freunde hier wollen nicht glauben, daß ich erst 45 Jahre alt bin. Du weißt doch, daß ich die Wahrheit spreche."

„Nun," versetzte die Frau, „ich muß es wohl glauben, denn du behauptest es schon seit zwanzig Jahren."

*

Passende Arbeit. „So," sagte der Gefängniswärter zu dem Wechselfälscher, „jetzt werden wir Sie an die Arbeit setzen. Was können Sie denn am besten?"

„Nun," sagte der Gefangene, „wenn Sie mir eine Woche Zeit zum Lieben geben, dann kann ich alle Papiere für den Direktor unterzeichnen."

*

Genau genommen. Sie: „Sag' mal, lieber Schatz, ist es richtiger, wenn ich sage, ich will einen neuen Hut haben, oder ich muß einen neuen Hut haben?"

Er: „Ganz genau genommen, mein Kind, ist es entschieden am richtigsten, wenn du sagst, ich brauche keinen neuen Hut."

*

Familienfreund

Unterhaltungs-Blatt für die Stunden der Muße am häuslichen Herd.

Die Liebesbriefe der Gertraude Westfalin.

Novellette von A. Hottner-Grefe.

(Nachdruck verboten.)

Es war schon ziemlich dämmerig, als der Bezirksrichter, Doktor Hans Mersfeld, durch den winterlichen Tannenwald bergan stieg nach dem einsamen Hause, welches seit vielen Jahren von dem einstigen Universitätsprofessor, dem berühmten Germanisten Wilhelm Schröder, bewohnt worden war. Aus den Tiefen des Forstes krochen die blaugrauen Schatten. Durch die laublosen Bäume schimmerte bleiern der Himmel; nur ganz tief unten am Firmament liefen blutrote Streifen hin zwischen dem schieferfarbenen Gewölk, zu einem einzigen flammenden Punkt stießen sie zusammen. Die Sonne schied. —

Doktor Hans Mersfeld sah still hinein in das Flirren. Seine Gedanken wanderten weit zurück. Wie oft war er in den letzten Jahren doch diesen selben Weg gegangen! Wie oft hatte er hier am Waldrand gerastet, hinblickend auf das alte Haus, auf dessen Schwelle dann manches Mal eine hohe, schlanke Gestalt erschien, welche hinspähte über die Heide. Er hatte sie von hier aus nicht erkennen können; um die Züge zu unterscheiden, dazu war die Entfernung noch zu groß. Aber er sah die stolze Haltung des kleinen Kopfes, das braunrote Haar leuchtete bis zu ihm herüber. Keine andere hatte solches Haar, ringsum, als Lena Rosmer, die Nichte des alten Mannes, welche dieser so gern seinen „Famulus" nannte, „seine rechte Hand". Aus dem bunten Leben, aus rastloser Arbeit war das schöne, ernste Mädchen zu ihm in die Einsamkeit gekommen. Sie hatte früher in der Schweiz und in Wien Germanistik studiert, und ihr Name war nicht mehr ganz unbekannt in wissenschaftlichen Kreisen. Aber etwas ganz Durchschlagendes brachte sie, allen Bemühungen zum Trotz, nicht fertig.

„Sie ist so ganz Weib," hatte der alte Schröder oft gesagt, „ganz Gefühlsleben. Eine so tief leidenschaftliche Natur, voll brennenden Ehrgeizes, voll Freude am Ruhm. Aber alle diese Schwingungen der Seele hemmen die Auffassungsfähigkeit. Und dann — diese unglückselige Liebe."

„Liebe?" hatte damals Doktor Mersfeld auffahrend gesagt. Das Wort traf ihn wie ein Hieb. Vielleicht hatte er es in jenem Augenblick zuerst empfunden, daß Lena Rosmer ihm unendlich viel geworden war.

„Ja, ja: Liebe!" hatte der alte Schröder wiederholt mit einem eigentümlichen Ausdruck stiller Verachtung, wie ihn unverheiratet gebliebene Männer manches Mal für derartigen „Lebensfirlefanz" haben. „Liebe! Und zu wem? Zu einem jungen Offizier, der absolut nichts hat als seine Gage! Die Geschichte ist natürlich mehr als unvernünftig! Sie eine Studentin und er ein Offizier."

Als seinen Sekretär hatte der alte Herr aber Lena Rosmer sehr hoch geschätzt. Er hätte auch keinen befähigteren, aufopferderen finden können. Aber auch keinen lernbegierigeren und keinen, der so hart rang nach eigenen Ruhm und Glück. Nur daß der alte Mann dies kaum bemerkte; daß er nach der Art sehr betagter Leute meinte, daß heiße Wünsche einschlafen, wenn man sie nicht bespricht, daß Leidenschaften sterben können. . . . Doktor Hans Mersfeld aber hatte das zuckende Aufflammen ihrer prachtvollen Augen oft genug beobachtet und den Ausdruck einer großen Sehnsucht darinnen. Ihn täuschte die Maske nicht. Er wußte es: Am Grunde dieser Seele schlummerte doch die ungeheure und unberechenbare Leidenschaftlichkeit der ganz unverbrauchten Naturen.

Er hatte im Lauf der Jahre vielleicht zu viel nachgedacht über die Probleme dieses Frauencharakters. Heute fühlte er es deutlich: Er war stark beteiligt an ihrem Geschick. Und es würde ihm nicht möglich sein, dieses Mädchen ruhig aus seinem Leben zu streichen. Ob dies letztere notwendig war, das mußte sich demnächst entscheiden. Der alte Professor war plötzlich gestorben. Ein Schlaganfall. Mersfeld hatte eben die Nachricht erhalten und kam nun von dem kleinen Waldstädtchen noch einmal herauf, um einen letzten Abschied zu nehmen von dem alten Manne, den er sehr lieb gehabt hatte. Morgen sollte der junge Bezirksrichter eine Dienstreise antreten; er konnte also nicht beim Begräbnis anwesend sein. Wo war aber Lena Rosmer, wenn er — in ungefähr vierzehn Tagen — wiederkam? Hierbleiben würde sie wohl kaum.

Er stand jetzt schon auf der Wiese, welche sich vor dem Hause hinzog. Ein leichter Schnee lag darauf, der knirschte leise unter dem schreitenden Fuß. Vom Hause her kam jemand auf ihn zu. Das war sein Freund, Otto Waldemar, der Arzt. Er erkannte ihn sofort an den lebhaften Bewegungen. Gleich darauf standen sie beisammen, eifrig sprechend. Der kleine, dicke Waldemar sehr erregt, fast konfus.

„Und ich sage dir," rief er, „die Geschichte ist sonderbar! Na ja. Ein Herzschlag ist zweifellos die Todesursache. Aber irgend etwas steckt dahinter! Der alte Schröder war doch ein sanfter, bescheidener, lieber Mensch. Das weißt du und das weiß ich. Und schau jetzt in dieses Totengesicht! Da steht ein Ausdruck dar-

innen, der eigentlich mit dem Charakter unseres alten Freundes gar nicht zu vereinen ist. Die Hände sind fest zusammengekrampft. So ist er — am Boden, neben dem Schreibtisch liegend — gefunden worden. Er — der doch linksseitig fast ganz gelähmt war und der allein kaum fünf Schritte zu gehen wagte!"

„War er denn allein, als er starb?" warf der Richter ein.

„Ja. Die Wirtschafterin, die alte Theres', kam zufällig ins Zimmer und fand ihn schon tot, aber noch ganz warm. Wie sie ihn schildert, konnten kaum fünf Minuten zwischen seinen Tod und ihren Eintritt liegen. Fräulein Rosmer aber sagt, sie wäre den ganzen Nachmittag auf ihrem Zimmer gewesen. Sieht aus wie eine Nachtwandlerin. Man bekommt nichts Gescheites aus ihr heraus. Na ja: Gelehrte Frauen! Bei den allergeringsten Lebensansprüchen versagen sie."

Der Arzt hatte es eilig und schritt rasch talwärts. Doktor Mersfeld aber trat ein paar Minuten später über die Schwelle der offenstehenden Tür in das Haus des Gelehrten. Sonderbar still war es hier. So, als wäre mit dem wortkargen, grübelnden Manne alles Leben entwichen.

Doktor Mersfeld drückte auf die Klinke zum Arbeitszimmer. Auch diese gab nach, und er trat ungehindert ein. In dem weiten Raum herrschte ein halbes, unsicheres Licht. Müde kämpfte der Schein zweier Kerzen, welche man angezündet hatte, gegen das einbrechende Dunkel. Man hatte den Toten auf das Bett gelegt und eine Decke über ihn gebreitet, die fast auch das ganze Gesicht verhüllte. Ein paar Augenblicke stand Mersfeld still da. Diese ungewissen Körperlinien unter der weißen Decke machten einen seltsamen, erschütternden Eindruck auf ihn.

„Lieber, alter Freund!" dachte er bewegt.

Irgendeine Empfindung, über welche er sich selbst nicht klar war, hinderte ihn, das Tuch wegzuziehen von dem starren Antlitz. Er stand, ohne sich zu regen und sah sich um in dem Raume, der ihm doch so altvertraut war.

Er kannte seit Jahren jedes Stück. Da stand der große Schreibtisch, davor der uralte Lehnsessel. An den Wänden Bücherschränke. Und dort, in der Ecke, ziemlich weit vom Schreibtisch entfernt, der schöngeschnitzte Ebenholzkasten, in welchem der Gelehrte seine Arbeiten verwahrt hatte, seine unzähligen Studien, Entwürfe und Aufschreibungen. Aus diesem aufgespeicherten Schatze schöpfte er immer und immer. Und doch lagen hier noch Schätze brach, denn Wilhelm Schröder hatte ein langes Leben darangewendet zu sammeln; immer zu sammeln.

Hier ruhten auch seine höchsten Kostbarkeiten: Die alten Inschriften und Pergamentrollen.

Auf dem Ebenholzschrank stand die feine, schöne Bronzeuhr aus dem sechzehnten Jahrhundert. Deutlich leuchtete die kleine Schäferin, welche mit einem Lämmchen am Arme einen Weg überschritt, um zu dem Zifferblatt zu gelangen, durch die halbe Finsternis. Aber der Perpendikel stand. Der Zeiger wies auf halb fünf. „Deshalb ist diese Stille hier so vollständig lautlos," dachte Doktor Mersfeld — „die Uhr geht nicht."

Ein schlurfender Schritt näherte sich der Tür. Die Wirtschafterin, eine verhutzelte Person, erschien. Sie jammerte um den gütigen Herrn.

„Jessas! Und so g'schwind is das 'gangen!" — Hörbar schneuzte sie sich. — „Na — g'rad' net zum Glauben is bös! Freili — er war schon alleweil' net ganz beisammen. Herzklopfen und Atemnot — und so — das hat ihn stark 'plagt. Aber wann i denk', daß er jetzt tot is! I kann's net begreifen. Fünf Minuten vor halb fünf Uhr war ich herinnen; meine Küchenuhr hab' i richten wollen nach der Stehuhr dort. Weil die halt immer so guat 'gangen is. Und fünf Minuten nach halb fünf komm' i mit der Jausen herein. Da liegt der arme Herr am Boden und ist schon tot."

Sie schluchzte laut auf.

„Wie kommt es denn, daß die Uhr um punkt halb fünf stehen geblieben ist?" fragte Mersfeld in die Stille hinein. „Haben Sie den Perpendikel angehalten? Aber Sie sagten soeben, Sie seien fünf Minuten n a c h halb fünf Uhr ins Zimmer getreten."

Die alte Frau warf einen Blick auf die Bronzeuhr und schrie entsetzt auf.

„Jesus, Maria und Josef! Zeichen und Wunder g'schehen! Die Uhr is stehen blieben, g'rad zur selben Minute, wie ihr Herr g'storben is! Ja — solche Sachen kommen vor! Hundertmal hab' i das g'hört! Jessas! Jessas! Ma sollt's net glauben! 'S is rein a Wunder —"

Sie bekreuzigte sich und schlich scheu davon. Aber dann kam sie doch noch einmal zurück, ein weißes Kuvert in der Hand.

„Da, Herr Doktor! Dös hab' i, seit letzthin der berühmte Doktor da war, bei uns! Der arme, gnädige Herr hat mir's 'geben. „Wann i amol stirb', Theres', hat er g'sagt — dann gibst du das gleich dem Doktor Mersfeld. Wahrscheinlich is das so was wie sein letzter Willen.

„Nun war sie endgültig fort, und der Bezirksrichter atmete auf, von einer Last befreit.

Er trat ganz nahe an eine der Kerzen heran und zog das Blatt Papier, welches der Umschlag enthielt, heraus. Ein großer Bogen war mit der charakteristischen Schrift des verstorbenen Gelehrten bedeckt. Zuerst kamen ein paar allgemeine Bestimmungen über das Leichenbegängnis; dann einige Verfügungen, kleine Legate betreffend. Ein nennenswertes Vermögen schien nicht vorhanden zu sein. Und dann, schon am Ende, noch ein paar Worte der Freundschaft für den jungen Bezirksrichter und einige besondere Verfügungen, die Sammlungen des alten Mannes betreffend.

„Ich schreibe dies alles noch heute nieder," las Doktor Mersfeld, „denn wer weiß, ob ich morgen noch Zeit dazu finde. Eben hat mich mein langjähriger Freund, der berühmte Arzt Emil Weltheim, verlassen. Ich habe ihn gebeten, mich zu untersuchen und mir die Wahrheit zu sagen. Sie lautete genau so, wie ich es mir dachte. Es dauert nicht mehr lange. Verkalkung der Aorta nennt man die Sache, glaube ich. Und nun läßt es mir keine Ruhe. Ich muß noch rasch Ordnung machen.

Ich bin in mich gegangen und ich habe erkannt, daß ich ein ungeheurer Egoist gewesen bin. Ich habe Lena Rosmer, die Tochter meiner einzigen, verstorbenen Schwester, sehr lieb. Und doch brachte ich es nicht über mich, ihr auch nur einen Teil meiner gesammelten Schätze zu opfern. Ich hing mein Herz an die alten Pergamentblätter und ließ darüber ein junges Hoffen sterben. — Meinen kostbarsten Besitz bilden die Originalbriefe der Getraude Westfalin an ihren Liebsten. Diese Liebesbriefe umschließen ein großes Stück Kulturgeschichte, sie sind nach jeder Richtung hin hervorragend interessant. Die Wiener Handschriften-Sammlung bot mir eine hohe Summe dafür. Ich wies damals den Antrag ab. Nun trat man aus Amerika an mich heran. Man beanspruchte nicht die Originale, nur die Abschrift und die durchaus notwendigen Erklärungen und Erläuterungen von mir. Amerika ist generös. Man bot mir ein kleines Vermögen dafür. Genug, um Lenas Glück zu sichern. Aber mein Wunsch geht nicht dahin, daß die Kenntnis von diesen Briefen zuerst im Ausland veröffentlicht werde. Ich vermache die Liebesbriefe der Getraude Westfalin meiner lieben Nichte Lena Rosmer; sie soll sie nun doch an die Handschriften-Sammlung in Wien verkaufen. Und dann soll sie sich das nehmen vom Leben, was sie „ihr Glück" nennt.

(Fortsetzung folgt.)

Denkspruch.

Was Gott dir gibt, das wahr' als Pfand
Von seiner Gnad' und Treue,
Und schling' darum der Liebe Band
Mit jedem Tag aufs neue.
Und was er nimmt, das laß ihm gern,
Es ist wohl aufgehoben;
Einst kommt die Zeit, wo du den Herrn
Auch dafür lernest loben.

Jul. Sturm.

Etwas über Wohlgerüche.

Studie von Maria Antoinette v. Markovics.

(Nachdruck verboten.)

Als die schöne und prunkvolle Königin von Saba ihren Besuch bei Salomon dem Weisen abstattete, da verbreitete sich lange schon, ehe sie mit ihrem glänzenden Gefolge erschien, und der Zug nur sichtbar wurde, eine Wolke des Duftes, die dem harrenden Monarchen das Herz vor Wonne erbeben machte.

Dieses geheimnisvolle Parfüm war aus Rosenknospen gepreßt; und schon Homer gibt bekannt, daß bei der Belagerung von Troja griechische Frauen kleine Büchschen im Gürtel trugen, denen Rosenduft entströmte.

Unter den Blumen nennt man die Rose die Königin, und das aus ihr gewonnene, wohl das edelste und weitverbreitetste Parfüm, das Rosenöl. Kein anderer vegetabilischer Wohlgeruch ist so andauernd, wie der des Rosenöls, kein anderer hat den gleichen, ich möchte sagen, poetischen Zauber.

Es ist bekannt, daß der Orient die Heimat des Rosenöls ist. Den Haremsdamen gönnt man, den Duft der Rosen einzuatmen, da ihnen der volle Reiz des Frühlings, wie so mancher andere Lebensgenuß versagt ist.

Wenn Mirza-Schaffy-Bodenstedt seine Freundin als „Rose von Schiras" besingt und preist, so hat das seinen Grund darin, daß Ispahan in Persien und Schiras, sowie einzelne Gegenden in Indien berühmte Rosengärten haben. Ebenso ist ein zu Bulgarien gehöriger Distrikt am Balkan ein einziger großer Rosengarten, wo das echte Rosenöl zubereitet wird.

Den bezaubernden Eindruck, den die weiten blütenbesäten Felder und die Rosenduft erfüllte Luft auf den Reisenden machen, kann man unmöglich beschreiben.

Heutzutage gibt es wohl kaum einen Blütenduft, welchen die Kunst des Menschen nicht zu bannen und zu fesseln verstände, während das Altertum sich im Verhältnis mit wenigen Wohlgerüchen behelfen mußte, diese dafür aber in um so größerer Fülle verschwendete und verbrauchte.

Schon die Mythologie erzählt uns, daß die Erfindung der Parfüms, welche die alten Griechen den Göttern zuschrieben, den Göttlichen zum Verderben gereichte, sobald sie den Einfall hatten, als Sterbliche auf die Erde herabzusteigen.

Von Mars, dem Kriegsgott, heißt es, daß er sich einst in die Blauäugelein einer schönen Frau, der Gattin eines Schmiedes, „sterblich" verliebte. Obwohl er genau wußte, daß der Schmied nicht anwesend sei, trat er in dessen Haus, um angeblich einen Schwertknopf ändern zu lassen. Frau Euridika empfing ihn munter, aber sie kannte ihren jähzornigen und eifersüchtigen Gatten, und deshalb bat sie den schönen Fremdling, ihren Mann draußen in der Schmiede zu erwarten. Während Mars noch zögerte, kam der Schmied heim, und Mars kroch mutig in einen großen Metschlauch. Dennoch fand der eifersüchtige Ehemann den Eindringling sofort, denn — — der dem Gewande des Gottes anhaftende ambrosianische Hauch hatte Mars verraten.

Die Parfümerien gehören und gehörten zu allen Zeiten den Moden an und waren ebensosehr dem Wechsel unterworfen, wie irgendwelch anderer Gegenstand, der den Menschen in seiner Häuslichkeit umgibt.

Mit den Wohlgerüchen ergeht es der Mode nicht anders wie mit den Gewürzen. Wie vor Zeiten der „Saffran" als der Inbegriff alles Wohlgeschmackes galt, so war es einst Sitte, nur „Moschus" und „Bisam" für das Feinste unter den Wohlgerüchen zu halten, welche dann von „Ambra", „Eau de Lavande", dann „Kreselder Wasser", dann „Kölner Wasser" und anderen verdrängt wurden.

Weit mehr als unser modernes Zeitalter huldigte das Altertum den Wohlgerüchen. Nero ließ am Todestage seiner Frau Poppäa Sabina so viel Parfüm verbrennen, als Arabien im Zeitraum von einem Jahre zu erzeugen imstande ist. Arthemisia ließ nächst der Begräbnisstätte ihres Gatten einen großen Teich graben, in den man die kostbarsten wohlriechenden Wasser goß.

Den größten Mißbrauch trieben die Griechen mit Parfüms. Kinder und Greise, deren Gewänder man mit wohlriechenden Oelen übermäßig begossen, büßten ihr Leben davon ein. Bei den Gastmählern trug man keinen Wein auf die Tafel, der nicht durch Rosen, Veilchen oder Myrten parfümiert war. Einen Rosenkranz auf dem Haupte, und völlig mit duftigem Balsam getränkt, so erschien zum Empfange seiner Gäste jeder Hausherr.

Der schreckliche Nero nahm Fußbäder in Rosenessenz, und sein Lager bildeten täglich frisch gepflückte Rosenblätter.

Durch die Araber kam später der Gebrauch des Rosen-Parfüms nach Spanien, Portugal und Italien. Im Mittelmeer bildete es einen weitverbreiteten Handelsartikel.

Im Jahre 1188 eroberte Sultan Saladin zu Jerusalem eine große Moschee. Da sie durch den Krieg und das Betreten der Giaurs entweiht war, ließ er sie mit purem Rosenöl waschen. Die dazu nötigen Quantitäten dieses Parfüms waren so ungeheuer, daß fünfhundert Kamele den Transport von Damaskus nach Jerusalem besorgen mußten. Und damit langte man kaum.

Interessant ist, daß es im Mittelalter die Apotheker waren, welche die Wohlgerüche bereiteten — sowie ebenfalls die Apotheker die Sorge hatten, unsere Voreltern mit Konfekt und Fruchtsäften zu versehen, weil man damals die Gilde der Konditoren überhaupt noch nicht kannte.

Sehr ausführliche Aufschlüsse gibt darüber das 1540 in Straßburg gedruckte Buch des Magisters G. H. Ryff, das den vielversprechenden Titel führt:

„Unterweisung
allerley Latwergen, Confecte, Conserven, Eynlegungen von mancherley Früchten, Plumen, Kräutern etc., sammt anderen künstlichen und anmutiglichen Gerüchen, wie solche in denen Apoteken gemachet und verkaufet werden."

Nach einer Einleitung über die Wirkungen der Luft auf den Menschen und die schädlichen Einflüsse, welche starke Dünste auf das tierische Leben äußern, kommt er auf die „würzhaften" Präparate, die er „Poma Ambre, oder Bisamknöpfe" nennt. Dem Leser gibt er ein Rezept, dessen Zusammensetzung das Haus mit Wohlgeruch erfülle:

„Und will ich Dir Etliches anzeygen undt beschreyben, davon das Herz undt leybliche Geyst nicht geringe Erquickung, stärke undt Krafft empfahen möge. So mache Dir einen hitzigen „Bisamknopf", welcher zu füglichster Winterszeyt, bey trüber Luft gebrauchet werde.

Dazzu nimb in denen Apoteken, wie folget: